

MIRAKTUELL

VIERTELJAHRESSCHRIFT

- **Schwerpunktthema:**
**Provinz und Metropole – Metropole
und Provinz – eine Nachlese zur
Kulturlandkampagne 2008**
- Die Bewertungskommission der Arbeits-
gemeinschaft Städte mit historischen
Stadtkernen – Plattform für die Zusammen-
arbeit zwischen Kommunen und Land
- „Zukunft braucht Herkunft“ –
die Neugestaltung des Museums
in Fürstenwalde als Motor der
Stadtentwicklung

1·2009



Inhaltsverzeichnis

Editorial	4
Vorwort.....	5
Die Kulturlandkampagne 2008 – Ein Rückblick	6
1. Frühe Wegmarken des Handels und der Infrastruktur zwischen Berlin und der Mark Brandenburg	
Mittelpunkte. Märkte, Plätze und Handel in den historischen Stadtkernen	9
Die wirtschaftliche Bedeutung des Chausseebaus und der Chausseen	11
Eine Reise auf der Alten Hamburger Poststraße	13
Unter drei Königen, Friedrich Wilhelm Graf von Redern – in Berlin und in der Mark.....	14
2. Wirtschaftliche, soziale und politische Impulse zur Entwicklung der Hauptstadtregion	
Entwicklung der Hauptstadtregion	17
Lokomotiven brauchen Platz – Die Schwarzkopffwerke und ihre Werkssiedlung in Wildau	19
Namhafte Baumeister der Hauptstadtregion und ihre Bauten in Eberswalde Wanderausstellung des Museums in der Adlerapotheke Eberswalde	23
Mit der Bahn ins Grüne	25
Weichen stellen für Berlin – 100 Jahre Rangierbahnhof Wustermark – eine Ausstellung zur Geschichte mit Zukunft läutet das Jubiläumsjahr 2009 ein	28
Wandlitz im Zug der Zeit: Von der Landwirtschaft zur Naherholung	29
Eröffnung des Museums der Havelländischen Malerkolonie – Ferch.....	30
Ananas & Tafelwein aus Görlsdorf für das Adlon in Berlin – Erinnerungen an die Zukunft?	32
Von 1939 bis 1942 war ich in Templin – Schulleben im Internat Joachimsthaler Gymnasium	34
Rüstungswirtschaft und Zwangsarbeit in Fürstenberg (Oder) Sonderausstellung im Städtischen Museum Eisenhüttenstadt.....	36
3. Provinz und Metropole im Perspektivenwechsel 2008	
3.1. Ökonomische und funktionale Gesichtspunkte	
Metropole und Region in ergänzender Stärke	40



„Provinz ist kein Ort ...“	41
Die kreativen Spielräume der „Peripherie“ – Schwedt	42
Provinz und Metropole – ein Blickwechsel – Finsterwalde	44
Eine Landschaft auf der Bühne: Das Oderbruch – Gemüsegarten Berlins und Paradies für Raumpioniere	46
Rohrlack/OPR: Eine solide Zukunft durch enge Verbindungen mit Berlin	48
Metropole, Provinz und Metropolregion	51
Ein Haus (von und) für Friedrich Gilly / Steinhöfel.....	53
Cottbus – Die Metropole im Kopf – Fragen über Fragen	53
3.2 Ressourcen bewahren – Kulturlandschaft gestalten	
Kulturlandschaften gestalten – das dritte Leitbild der Raumentwicklung in Deutschland in der neuen Landesentwicklungsplanung für Berlin und Brandenburg	56
Sommerfest in der Provinz – Kulturland Brandenburg 2008 zu Gast in Altdöbern	59
(Un) Mögliche Räume – Baruth	61
Vier Ortsgespräche und ein Landesdenkmaltag zum Verhältnis von Provinz und Metropole.....	62
Vierfacher Perspektivenwechsel – Architekturgespräche 2008.....	64
Den eigenen Reichtum finden – Glienicke/Wittstock	66
Rheinsberg – Baukultur im ländlichen Raum.....	68
Gewohntes Denken für ungewohnte Probleme? – Innovationsfragen in Schwedt	69
Stadt, Land Fluss – Wasserstrategie Oranienburg	70
Der Wettbewerb EUROPAN 9 – ein Spremberger Mannschaftsspiel.....	72
BRÜCKE & TÜR – Kann Europa von Spremberg lernen?	73
Perspektivenwechsel – „Das Neue Brandenburg“ in Berlin –	75
David Gilly (1748-1808) – Ausstellung und Publikation	76
Leidenschaft Baukultur	77
Festlicher Ausklang der Kulturlandkampagne 2008 im Kaiserbahnhof Potsdam	78
Die Bewertungskommission der Arbeitsgemeinschaft Städte mit historischen Stadtkernen – Plattform für die Zusammenarbeit zwischen Kommunen und Land	80
„Zukunft braucht Herkunft“ – Die Neugestaltung des Museums in Fürstenwalde als Motor der Stadtentwicklung	82
Mit „Job Tiger“ Kompetenzen entdecken und Potenziale stärken – Ein Modellvorhaben der Sozialen Stadt in Brandenburg a. d. H.....	85



Editorial

Kulturland Brandenburg hat im Jahr 2008 versucht mit einem Weitwinkelobjektiv das traditionsreiche Beziehungsnetz von Provinz und Metropole einzufangen. Die Raumentwicklung von Berlin und der Mark Brandenburg seit der Industrialisierung und ihre Begründung durch ökonomische, soziale und kulturelle Transformationsprozesse standen im Mittelpunkt der Kulturlandkampagne. Sie wird seit 2006 auch vom Ministerium für Infrastruktur und Raumordnung aus einem Baukulturfonds im Geschäftsbereich des MIR gefördert.

Der Themenschwerpunkt von MIR AKTUELL Heft 1-2009 befasst sich in einer „Nachlese“ mit der Hauptstadtregion unter dem Blickwinkel des neuen gemeinsamen Leitbildes der beiden Bundesländer Brandenburg und Berlin. Es gründet auf dem gemeinsamen kulturellen Fundus des Raumes und der kulturellen Vieltätigkeit seiner Kulturlandschaften und Potenziale. Welche tradierten Beziehungen lassen sich für die Zukunft tragfähig ausbauen? Welche neuen Beziehungen sollten in der gemeinsamen Region zwischen ihrem Kern und ihren Rändern geknüpft werden?

„Die Gestalt eines Raumes, seine Siedlungsstruktur, seine Freiräume und seine Verkehrsverflechtungen haben einen großen Einfluss auf seine wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Entwicklungsmöglichkeiten Die Raumentwicklung steht daher in ständiger Wechselwirkung mit allen Lebens- und Wirtschaftsbereichen“. (In: Perspektiven der Raumentwicklung in Deutschland. Hrsg. Bundesamt für Bauwesen und Raumordnung Bonn 2006).

Im Blick zurück nach vorn widmet sich dieses Schwerpunktheft besonders dem Leitmotiv Ressourcen bewahren und Kulturlandschaften nachhaltig gestalten (3. Leitsatz der Bundesraumordnung 2006). Unter diesem Gesichtspunkt hat das MIR im Jahr 2008 15 der offiziellen Kulturlandprojekte unterstützt und zusätzlich vier weitere bewegt. Zum einen den Erfahrungsaustausch der Haupt-

stadtregion mit der Metropolregion Wien-Niederösterreich, das Projekt des Landesbetriebes Straßenwesen „Chausseen, Meilensteine, Alleen und Chausseehäuser“ und zum anderen die vier Architekturgespräche der Brandenburgischen Architektenkammer. Des Weiteren wurde ein Architekturgespräch des BDA Landesgruppe Brandenburg gefördert.

Fachpolitische Überlegungen und Denkanstöße sowie persönliche Erinnerungen von Experten erweitern das Ideenspektrum zur nachhaltigen Raumentwicklung. Schließlich bietet das Heft ein Forum für beispielgebende Projektträger und Mut machende Eigeninitiativen, stellvertretend für viele andere.

Der traditionsreiche ökonomische, soziale und kulturelle Stoffwechsel gleicht in der Zusammenschau einem Kaleidoskop. Bei Drehung und Mehrfachspiegelung sortiert sich das Bild aufs Neue. Der Themenschwerpunkt gliedert sich nach Zeitspannen in drei Kapitel, illustriert an Kulturlandprojekten, Veranstaltungen und Analysen ohne Anspruch auf Vollständigkeit.

Im **Kapitel 1** geht es um die **frühen Wegmarken des Handels und der Infrastruktur**. Sie werden besonders von der Arbeitsgemeinschaft der Städte mit Historischen Stadtkernen aufgezeigt und an der historischen Verkehrsinfrastruktur mit neuen Potenzialen für Tourismus und Naherholung festgemacht.

Kapitel 2 beschäftigt sich mit **wirtschaftlichen, sozialen und politischen Impulsen zur Entwicklung der Hauptstadtregion Ende des 19./Anfang des 20. Jahrhunderts**. Die neue Verkehrs-, wie die Ver- und Entsorgungsinfrastruktur, Straßenbau, Eisenbahnbau und die Motorisierung begünstigten die Arbeitsteilung, den fachkundigen Erfahrungsaustausch und den Blickwechsel zwischen Metropole und Provinz ebenso wie eine geopolitisch motivierte Ausweisung von Militärstützpunkten und Standorten der Rüstungsindustrie (Fürs-

tenberg (O)). Die Raumprägung in der Vergangenheit wird an Fallbeispielen anschaulich beschrieben, neue Investitionen in den Umbau von Stadt und Landschaft werden vorgestellt, ohne offene Zukunftsfragen auszublenden. Die Transformation der Schwarzkopffwerke und ihrer Werksiedlung zum attraktiven Wissenschaftsstandort der Technischen Fachhochschule Wildau ist solch ein auch baukulturell bemerkenswertes Schlüsselprojekt des Stadtumbaus.

Kapitel 3 umreißt den Stand des **gegenwärtigen Perspektivenwechsels in der Hauptstadtregion** von innen und außen betrachtet. **Punkt 3.1** hebt ab auf **aktuelle Fragen und strategische Überlegungen zum ökonomischen und funktionalen Beziehungsgefüge**. Das gemeinsame Leitbild, seine politischen Beweggründe und strategischen Impulse werden reflektiert und aus der Sicht peripherer Regionaler Wachstumskerne kommentiert. Eine besondere Aufmerksamkeit verdienen zwei Projekte, die sich mit den Bedingungen der Möglichkeit für eine nachhaltige Kulturlandschaftsentwicklung auseinandersetzen – eine Theatercollage über das Oderbruch sowie das im Sommer 2008 mit einem europäischen Dorferneuerungspreis in den Niederlanden ausgezeichnete Dorf Rohrlack als Stellvertreter für kleinräumige Strategien.

Punkt 3.2 beginnt mit einem Schlüsselaufsatz zum Thema **Ressourcen bewahren – Kulturlandschaften gestalten**. Der Beitrag verweist auf den komplexen Gestaltungsauftrag der Raumordnung und mögliche Handlungspotenziale für Berlin und Brandenburg, sich neu zu formieren. Die nachfolgenden Berichte engagierter Akteure und lokaler Initiativen bezeugen, wie man örtlicher Innovationslähmung durch Aufklärung, neue Allianzen und gebaute überzeugende Beispiele begegnen kann. Ortsgespräche des Brandenburgischen Landesdenkmalamtes, wie die Architekturgespräche der Brandenburgischen Architektenkammer und des BDA Bran-



denburg, flankiert von Wettbewerben zu örtlichen Stadtumbaufragen, schärfen die Urteilskraft und sensibilisieren für eine zeitgemäße Baukultur. Zwei Wanderausstellungen, die sowohl in Berlin und im Land Brandenburg präsentiert werden, öffnen den Blick einmal für die preußischen Pioniere der Landbaukunst – David Gilly – (Anna Teut) wie auch für die baukulturellen Zeichenträger des

neuen Brandenburgs (Wanderausstellung des MIR vom 16.1.-14.2.2009 im Lichthof der Senatsverwaltung für Stadtentwicklung Berlin). Der Vorstandsvorsitzende der neuen Bundesstiftung Baukultur mit Sitz in Potsdam plädiert für mehr Leidenschaft bei der Gestaltung der Umwelt.

Der Themenschwerpunkt lenkt den Blick auf einige beispielhafte Vorstöße und

Träger der kleinen Bewegungen. Sie beleben den Stoffwechsel zwischen Berlin und Brandenburg. Die jährlichen Kampagnen von Kulturland Brandenburg wirken dabei als Zündfunken im Triebwerk der Hauptstadtregion.

Doch urteilen Sie bitte selbst.

Dr. Renate Fritz-Handeler

Liebe Leserinnen, liebe Leser,

mit dem vorliegenden Heft verabschiedet sich die Redaktion von einer stets aktiven und fachkundigen Autorin, engagierten und streitbaren Redakteurin, ideen- und beziehungsreichen, impulsgebenden und kritischen Bau-Kultur-Kollegin.

Wir sagen DANKE für die Zusammenarbeit und wünschen Ihnen, liebe Frau Dr. Fritz-Haendeler, für Ihren neuen Wirkungskreis alles Gute!

Die Redaktion

Vorwort

Im Jahr 2008 stand das Beziehungsnetz von Provinz und Metropole im Mittelpunkt der Brandenburger Kulturlandkampagne. Sie befasste sich nicht nur mit der langen gemeinsamen Geschichte Berlins und Brandenburgs sondern auch mit Zukunftsfragen der Hauptstadtregion. In einer Nachlese zum Jahresbeginn 2009 werden im vorliegenden Schwerpunktheft „Provinz <> Metropole“ die thematische Bandbreite des Wechselspiels von Infrastruktur und Raumordnung umrissen, anregende Projekte und Initiativen vorgestellt sowie die Möglichkeiten für eine neue Baukultur beim Umbau von Stadt und Landschaft betrachtet. Die Beispiele und ihre Träger sprechen für sich.

Berlin und Brandenburg bilden zusammen die deutsche Hauptstadtregion in der Mitte Europas. Von außen werden die beiden Länder längst als eine Region wahrgenommen, im Inneren wachsen sie immer stärker zusammen. Schon heute sind Berlin und Brandenburg enger miteinander verflochten als alle anderen deutschen Länder und Metropolregionen.

Metropole und Region müssen zusammen gedacht und entwickelt werden – die Stärken der Kernstadt Berlin und des weiten Flächenlandes Brandenburg ergänzen sich. Mit dem gemeinsamen Leit-

bild „Hauptstadtregion Berlin-Brandenburg“, beschlossen von den beiden Landesregierungen im August 2006, wurden die sich ergänzenden Stärken der beiden Länder als besondere Qualität anerkannt, die für die weitere Entwicklung der Region genutzt werden soll.

Der wirtschaftliche Aufschwung in der Hauptstadtregion bestätigt das Konzept. Das gilt auch für Krisenzeiten. Gerade wirtschaftlich sind die beiden Länder aufeinander angewiesen, wie die hohe und weiter wachsende Zahl der Arbeitspendler belegt. Die enge Verflechtung ist im weltweiten Wettbewerb der Metropolregionen von Bedeutung: Nur zusammen kann es gelingen, die Potenziale der Hauptstadtregion Berlin-Brandenburg international zur Geltung zu bringen.

Die Verkehrsinfrastruktur, Wasserstraßen, Straßen- und Schienennetze haben seit jeher den Waren-, Ideen- und Kulturaustausch befördert. Sie bestimmt auch die Zukunftsfähigkeit der Hauptstadtregion. Ihre einzigartigen Potenziale nicht nur abgehoben zu erfassen, sondern ihre regional spezifische Bodenhaftung, neue Entwicklungs- und Gestaltungsansprüche und mögliche Synergien beim Umbau von Stadt und Landschaft herauszustellen, war ein Ziel der Kulturlandförderung des Ministeriums 2008.



Das vorliegende Heft ist als Fundgrube angelegt. Dokumentiert werden große und kleine Bewegungen und Ideen für einen neuen nachhaltigen „Stoffwechsel“ zwischen Berlin und Brandenburg, auf die sich auch die diesjährige Kulturlandkampagne 2009 zum Thema „Demokratie und Demokratiebewegungen“ stützen kann.

Reinhold Dellmann
Minister für Infrastruktur und Raumordnung des Landes Brandenburg



Die Kulturlandkampagne 2008 – Ein Rückblick

Brigitte Faber-Schmidt

Kulturland Brandenburg e. V. konzipiert und organisiert als Dachmarke zu einem jährlich wechselnden Thema in Kooperation mit unterschiedlichsten Partnern im Land Brandenburg kulturelle Projekte, insbesondere auch an den Schnittstellen zu Wissenschaft, (kultureller) Bildung und Tourismus/Wirtschaft.

Kulturland Brandenburg lädt Bewohner und Besucher der Region gleichermaßen dazu ein, das kulturelle Erbe und die kulturelle Vielfalt des Landes aus unterschiedlichen Blickwinkeln immer wieder neu zu entdecken. Neben der historischen Dimension stehen dabei auch aktuelle Fragen an Gegenwart und Zukunft der Region im Mittelpunkt.

Kulturland Brandenburg ist ein Netzwerk der kulturellen Netzwerke. Kulturland Brandenburg fördert, unterstützt und qualifiziert die kulturelle Infrastruktur im Land und regt gezielt Kooperationen, Ressort übergreifende und interdisziplinäre Ansätze an. Kulturland Brandenburg als Dachmarke gibt dabei konzeptionelle Impulse, begleitet Projekte inhaltlich, organisatorisch sowie durch gezielte Akquise von Drittmitteln und bietet die eigene Infrastruktur und das eigene Netzwerk als Plattform für fachlichen Austausch und Kooperation an.

„Provinz und Metropole – Metropole und Provinz“, diesem Spannungsfeld hat sich das Themenjahr von Kulturland Brandenburg 2008 gewidmet. Das Motto des Jahres wurde im Vorfeld intensiv diskutiert, die Zuspitzung des Titels hinterfragt. Bewusst hat sich Kulturland Brandenburg diesen provokanten Titel gegeben: Kulturland Brandenburg wollte zur Auseinandersetzung anregen, zur Positionierung herausfordern, – eine selbstbewusste „Provinz“ evozieren...

Am Ende des Themenjahres kann man sagen, dass es sich gelohnt hat, zuzu-

spitzen, – das Thema quasi auf den Punkt zu bringen. Das Motto wurde offensiv und selbstbewusst von den Akteuren im Land angenommen, voller Selbstbewusstsein wurden Projekte realisiert, die Vielfalt und Potenzial der Region deutlich gemacht, aber auch Fragen an Gegenwart und Zukunft der Region thematisiert.

Dies spiegelt sich ebenso in der Förderstruktur für Kulturland Brandenburg und seine Projekte wider – neben dem Ministerium für Wissenschaft, Forschung und Kultur und dem Hauptsponsor, dem Ostdeutschen Sparkassenverband, ist das Ministerium für Infrastruktur und Raumordnung mittlerweile ein kontinuierlicher Partner, sowohl inhaltlich-fachlich, als auch durch Zuwendungen gezielt fördernd.



Minister unter sich auf dem Sommerfest Altdöbern.

Foto: Kulturland Brandenburg

Der inhaltliche Aufhänger für das Themenjahr Kulturland Brandenburg 2008 war das 100jährige Jubiläum des Märkischen Museums, das 1908 als „Märkisches Provinzialmuseum“ in dem Gebäude eröffnet wurde, in dem es auch heute noch seinen Sitz hat. Konsequenterweise gab es in diesem Jahr daher komplementär zur zentralen Ausstellung im Haus der Brandenburgisch-Preußischen Geschichte (HBPG) in Potsdam auch zwei Tandem-Ausstellungen in Berlin. Die Überblicksausstellung im HBPG mit dem Titel „Mark und Metropole. Berlin-

Brandenburg 1871 bis heute“ wurde zum einen ergänzt durch die Ausstellung „Gefühlte Geschichte“, in der die Inszenierung und Präsentation des Märkischen Museums vor 100 Jahren nachvollzogen werden konnte, sowie zum anderen durch die Schau „Berlin im Licht“, in der die Entwicklung der Metropole Berlin durch die technische Entwicklung der Beleuchtung und Elektrifizierung nachgezeichnet wurde.

Die fast fünfzig beteiligten Projekte des Themenjahres haben das Motto auf unterschiedlichste Weise aufgegriffen und überaus vielseitig bearbeitet. So ging es u. a. um Verkehrswege und Handelsbeziehungen, um den Transfer von Gütern und die entsprechenden Umschlagplätze für Waren, um die Versorgung der Metropole mit Produkten aus der Provinz, den „Stoffwechsel“ zwischen Provinz und Metropole im eigentlichen und im übertragenen Sinne – Künstler und Intellektuelle haben immer in beiden Bezugsräumen gelebt und gearbeitet –, aber auch um militärhistorische Zusammenhänge und die damit verbundenen Fragen der Konversion und der Stadtentwicklung, um den Zuzug und den Wegzug von Menschen in der Region oder um die Anfänge des Tourismus und die Nahverkehrsverbindungen in der geschichtlichen Entwicklung über die politischen Systeme hinweg. Auch diese kurze Darstellung der inhaltlichen Schwerpunkte verweist deutlich auf die Ressort übergreifenden Schnittstellen, die sich im Rahmen des Themenjahres ergeben haben, – die Themen und ihre Umsetzung berühren sowohl die Bereiche Kultur, Wissenschaft und Bildung als auch viele Aspekte aus dem Kontext Infrastruktur und Raumordnung, Stadt- und Regionalentwicklung.

Neben historischen Ausstellungen und verschiedenen Präsentationen, Workshops und Tagungen zu aktuellen Fra-



gestellungen waren in den Projekten alle künstlerischen Sparten vertreten; es gab Projekte mit zeitgenössischer bildender Kunst, mit Theater, Musik und Literatur sowie kulturpädagogische Angebote für Kinder und Jugendliche, zum Teil mit internationaler Beteiligung.

Ein wichtiger und verlässlicher Partner für Kulturland Brandenburg ist in den letzten Jahren die Arbeitsgemeinschaft „Städte mit historischen Stadtkernen“ geworden. Die AG nimmt die jeweiligen Jahresthemen auf und sucht sich einen spezifischen Aspekt als eigenes Motto für ein kooperatives Verbundprojekt, an dem sich dann mehrere Mitgliedsstädte beteiligen. Dabei greifen die beteiligten Kommunen auf die Kompetenz des historischen Instituts der Universität Potsdam zurück und lassen sich kulturhistorisch beraten. Auch in diesem Jahr war die AG mit einem gemeinsamen Projekt und insgesamt zehn Partnerstädten beteiligt. Unter dem Titel „Mittelpunkte. Märkte, Plätze, Handel in den historischen Stadtkernen“ wurde in Altlandsberg, Bad Freienwalde, Beeskow, Belzig, Brandenburg an der Havel, Dahme/Mark, Luckau, Perleberg, Templin und Ziesar der Geschichte zentraler Straßen und Plätze nachgespürt, der Entwicklung und Funktion von Bauten sowie den Verbindungen zu anderen Orten über Handel und Verkehr.

Die Stadt Luckau hat sich nicht nur an dem AG-Projekt beteiligt, sondern ihr gesamtes Jahresprogramm mit den jährlich wiederkehrenden städtischen Festen und Veranstaltungen unter das Kulturland-Motto 2008 gestellt. Dies war für Kulturland Brandenburg nicht nur der Anlass, zu dem offiziellen Auftakt des Themenjahres in die Stadt Luckau einzuladen, sondern erstmalig und durchaus auch mit einem Augenzwinkern den Titel der „Kulturlandhauptstadt 2008“ an Luckau zu vergeben.

Der Auftakt fand im Mai 2008 auf dem Gelände der zukünftigen Kulturkirche Luckau statt, der ehemaligen Klosterkirche, die über Jahrhunderte als Haftanstalt diente und ab Herbst 2008 kulturell genutzt wird, u. a. mit einer Bibliothek, einem multifunktionalen Veranstaltungs-

raum und dem Niederlausitz-Museum. Mit der Auftaktveranstaltung sollte gleichzeitig dem Mut der Stadt Luckau, in ein solches Kulturzentrum zu investieren, sowie dem vielfältigen bürgerschaftlichen Engagement in der Stadt Rechnung getragen werden.

Ein weiteres Verbundprojekt wurde durch den Museumsverband des Landes Brandenburg koordiniert. Gerade die brandenburgischen Museen fühlten sich durch den Anlass des Themenjahres – 100 Jahre märkisches Museum – und den Titel „Provinz und Metropole – Metropole und Provinz“ herausgefordert, ihre Potenziale zu präsentieren. Unter dem Thema „Metropolen in der Provinz“ wurde in den Ausstellungen der zehn verschiedenen beteiligten Museen der Bogen gespannt von der „Erfindung“ der Mark Brandenburg durch Theodor Fontane und den Anfängen des Tourismus, über regionale, überregionale und internationale Handelsbeziehungen und Verkehrswege bis hin zu militärhistorischen Aspekten.

Im Spätsommer öffnete ein zweitägiges Fest im historischen Park und Schloss Altdöbern die Augen für die einzigartigen Potenziale des Baudenkmals, aber auch für seine Umbruchsituation zwischen Historie und Landschaftsumbau im Rahmen der Internationalen Bauausstellung Fürst-Pückler-Land.

Das anspruchsvolle Kulturprogramm war einerseits auf den Ort, andererseits auf die Vielfalt der Zielgruppen – Bewohner der Region, Besucher aus den Metropolen Berlin und Dresden, Kinder und Jugendliche – abgestimmt. Eine informative Ausstellung im Park gab den Besuchern über Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft des baukulturellen Erbes Auskunft. Das Sommerfest wurde mit überaus großer und positiver Resonanz von 2.000 Besuchern wahrgenommen.

Das Kulturland-Jahr 2008 war erneut ein großer Erfolg. Mehr als 350.000 Besucher haben die Angebote im ganzen Land wahrgenommen und die Medienresonanz ist regional wie überregional umfangreich und positiv. Vielfach wird das Konzept von Kulturland Brandenburg von anderen



Auftakt in Luckau an der Kulturkirche „die VIPs in der 1. Reihe“
Foto: Kulturland Brandenburg

Bundesländern als interessantes kulturpolitisches und Ressort übergreifendes, Ressourcen bündelndes Modell wahrgenommen.

Das nächste Themenjahr ist in Vorbereitung: „Freiheit. Gleichheit. Brandenburg. Demokratie und Demokratiebewegungen | Kulturland Brandenburg 2009“ ist das Motto, – die interdisziplinäre Perspektive, der Ressort übergreifende Ansatz in dem Konzept und in den beteiligten Projekten als Basis angelegt.



Altdöbern Schlosspark Sommerfest. Publikum am 2.Tag.
Foto: Kulturland Brandenburg

1. Frühe Wegmarken des Handels und der Infrastruktur zwischen Berlin und der Mark Brandenburg



Bad Freienwalde. Der erhöht liegende, aufgeweitete Straßenteil unterhalb der Nikolaikirche war wahrscheinlich schon im Mittelalter Markt- und Dreh- und Angelpunkt des städtischen Lebens. Foto: Jürgen Hohmuth/zeitort.de



Mittelpunkte. Märkte, Plätze und Handel in den historischen Stadtkernen

Hathumar Drost

Die Arbeitsgemeinschaft „Städte mit historischen Stadtkernen“ des Landes Brandenburg präsentierte anlässlich Kulturland Brandenburg 2008 „Provinz und Metropole | Metropole und Provinz“ einen Streifzug durch die Geschichte entlang von Handelsstraßen, über Marktplätze und Nebenstraßen und versteckte Winkel.

Die nunmehr sechste Beteiligung der Arbeitsgemeinschaft an Kulturlandthemenjahren stand unter dem gemeinsamen Motto „Historische Stadtkerne – Straßen und Plätze als Orte der Begegnung und Zentralität“. Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft wurden anhand unterschiedlicher Sichtweisen auf Stadtzusammenhänge und deren Wandel widerspiegelt. Mit den Straßen und Plätzen konnten zahlreiche Phänomene von Zentralität und Austausch, von Transfer und Akkulturation, des Verhältnisses von Stadtkern und Umland, Metropolen und Provinz abgearbeitet werden.

Insgesamt zehn Ausstellungen in den Städten Altlandsberg, Bad Freienwalde (Oder), Beelitz, Belzig, Brandenburg an der Havel, Dahme/Mark, Luckau, Perleberg, Templin und Ziesar spürten den Entstehungsbedingungen ihrer wichtigsten Straßen und Marktplätze nach, zeigten die Entwicklung und Funktion ihrer Bauten und zeichneten ein Bild von Handel und Verkehr.

Die Ausstellung in Altlandsberg befasste sich mit den unterschiedlichen Marktstandorten nach und zeigte die Veränderungen des Altlandsberger Stadtgrundrisses seit dem 13. Jahrhundert auf. In Bad Freienwalde führte die Ausstellung in die Geschichte des Marktplatzes und seiner Bauten und zeigte Aspekte der Instandsetzung und Modernisierung. Die Stadt Beeskow führte, ausgehend vom Marktplatz, zu den zentralen Schauplätzen der Geschichte und erzählte von

Handel und Wandel, Macht und Herrschaftseinfluss im historischen Stadtkern. Die Ausstellung in Belzig zeigte die wichtigsten Erneuerungs- und Planungsmaßnahmen. Sie führte in die Vergangenheit ihrer repräsentativen Gebäude und lud ein, die Geschichte Belzigs als nördlichste sächsische Grenzfestung, Handelsplatz und Kurort am Beispiel einer der wichtigsten Straßen des historischen Stadtkerns zu entdecken. In Brandenburg an der Havel wurden anhand der fertig gestellten Auswertung der Grabungen auf dem Marktplatz, in einer Freiluftausstellung über mehr als 800 Jahre der baulichen Entwicklung und Nutzung des Platzes und seiner angrenzenden Bauten nachgezeichnet.

Die Ausstellung in Dahme/Mark zeigte wesentliche Aspekte der historischen und aktuellen Entwicklung der Hauptstraße und ihrer angrenzenden Bauwerke. Sie erzählte die Geschichten bedeutsamer Personen, die entlang der Straße beheimatet waren, und von ihren großen Entdeckungen. In Luckau trafen sorgfältig saniert „Sachsens Glanz und Preußens Gloria“ auf dem Marktplatz aufeinander. Verschwennerische Fassaden der Bürgerhäuser geben deutlich Kunde über die sächsischen Herrschaftseinflüsse. Die neoklassizistische Überbauung des Rathauses spricht eine preußische Formensprache. Die Ausstellung lud ein, sich auf Entdeckungsreise zu Menschen und Mächten im historischen Stadtkern zu begeben. Die Ausstellung der Stadt Perleberg führte hingegen in die Geschichte und Gegenwart der kleinen Läden und großen Häuser, zu ihren Inhabern und deren Kundschaft, spürte den Veränderungen der attraktiven Einkaufsstraße mit großer Geschichte nach und stellte Fragen an ihre Zukunft. Die Templiner Ausstellung führte in Geschichte, Gegenwart und Zukunft des sozialen, wirtschaftlichen und politischen „Herzens“ von Templin. Und in Ziesar wurde der Einfluss der

bischöflichen Herrschaft auf Stadtentwicklung, Handel und Gewerbe, die baulichen Veränderungen des Breiten Weges und Episoden aus der Nutzungsgeschichte des „Marktplatzes von Ziesar“ als Schwerpunkte der Ausstellung, am Breiten Weg präsentiert.

Ergänzend zu diesen dezentralen Ausstellungen in den Mitgliedsstädten bildete eine gemeinsame Zentralexposition die inhaltliche Klammer um alle Ausstellungen und regte als zentraler Anlauf- und Aufmerksamkeitspunkt Interessierte zum Besuch der Ausstellungen an. Mit Unterstützung des Ministeriums für Infrastruktur und Raumordnung und des Brandenburgischen Landesamt für Denkmalpflege und Archäologischen Landesmuseum ist es gelungen die Sonderausstellung im Archäologischen Landesmuseum Brandenburg im Paulikloster in Brandenburg an der Havel zu eröffnen. Die Ausstellung zeigt einen bildhaften Spaziergang durch die historischen Stadtkerne und beleuchtet die Ursprünge der Stadtsanierung, die Rolle der historischen Stadtkerne zu Zeiten der DDR und zeigt Erfolge der Stadterneuerung nach der Wende auf.

Neben den Ausstellungen boten die zehn teilnehmenden Mitgliedsstädte ein umfassendes kultur-touristisches Begleitprogramm an, mit Konzerten, Fachvorträgen, Lesungen und vielen anderen interessanten Projekten, die die Städte selbst initiierten. Jeden Monat lud je eine Mitgliedsstadt zur Auszeichnungsveranstaltung „Unser Denkmal des Monats“ ein. Unter dem Motto „Straßen und Plätze in den historischen Stadtkernen“ wurden Denkmale ausgezeichnet, die beispielhaft saniert wurden oder für besondere Herausforderungen der Erneuerung der historischen Stadtkerne stehen. Zum Abschluss des Kulturlandjahres 2008 präsentierten sich die Städte der Arbeitsgemeinschaft während der Aktion



Schwerpunktthema: Provinz und Metropole – Metropole und Provinz – eine Nachlese zur Kulturlandkampagne 2008



Belzig, Straße der Einheit, bedeutender Schwerpunkt der Stadterneuerung.
Foto: Manfred Kahl, Stadt Belzig



Luckau, Foto: Mathias Marx



Perlebergs Hauptgeschäftsstraße die Bäckerstraße.
Foto: Mathias Marx



Denkmal des Monats ... die Hauptstraße von Dahme
Foto: Jürgen Hohmuth/zeitort.de

„Schaustelle Stadtkern“ von ihrer besonderen Seite. Unter dem Thema „Mittelpunkte. Märkte, Plätze und Handel in den historischen Stadtkernen“ luden die Mitgliedsstädte herzlich zu den zahlreichen Aktionen in den Mitgliedsstädten ein. Die Stadtkerne stellten an diesem Wochenende historische Gebäude vor, luden zu erlebnisreichen Stadtführungen ein oder veranstalteten Straßen- und Hofeste. Dabei konnten die Besucher interessante und spannende Informationen zur Geschichte, Architektur, zu Sanie-



Dahme/Mark, Ausstellungselemente schmücken die Hauptstraße.
Foto: complan Kommunalberatung

rungserfolgen und zum Funktionswandel von Gebäuden der Stadt erfahren.

Mit dieser Aktion endete zwar die Kulturlandbeteiligung für das Jahr 2008, nicht jedoch die weitere Verwendung der Sonderausstellung. Seit Anfang November weilt die Sonderausstellung der Arbeitsgemeinschaft in den Räumen des Betsaals der ehemaligen JVA in Luckau und kann dort besichtigt werden.

Die gelungene Ausstellung wird die Arbeitsgemeinschaft auch im Jahr 2009 begleiten, denn passend zum Kulturlandthemenjahr 2009 „Demokratie und Demokratiebewegungen“, an der sich die Arbeitsgemeinschaft unter dem gemeinsamen Motto „WendePunkte – Wiederentdeckung der historischen Stadtkerne“ beteiligt, wandert die Sonderausstellung von einer Ausstellungsstätte zu anderen und begeistert ihre Besucher mit beeindruckenden Bildern und Geschichten der vergangenen 20 Jahre.

Kontakt:
Arbeitsgemeinschaft „Städte mit historischen Stadtkernen“ des Landes Brandenburg
Geschäftsstelle c/o complan GmbH
Tel: 0331 2015120
info@ag-historische-stadtkerne.de
www.ag-historische-stadtkerne.



Ziesar, der Breite Weg, Rahmen für Handel und Kommunikation.
Foto: Mathias Marx



Der Neue Markt in Neuruppin Denkmal des Monats ...
Foto: complan Kommunalberatung



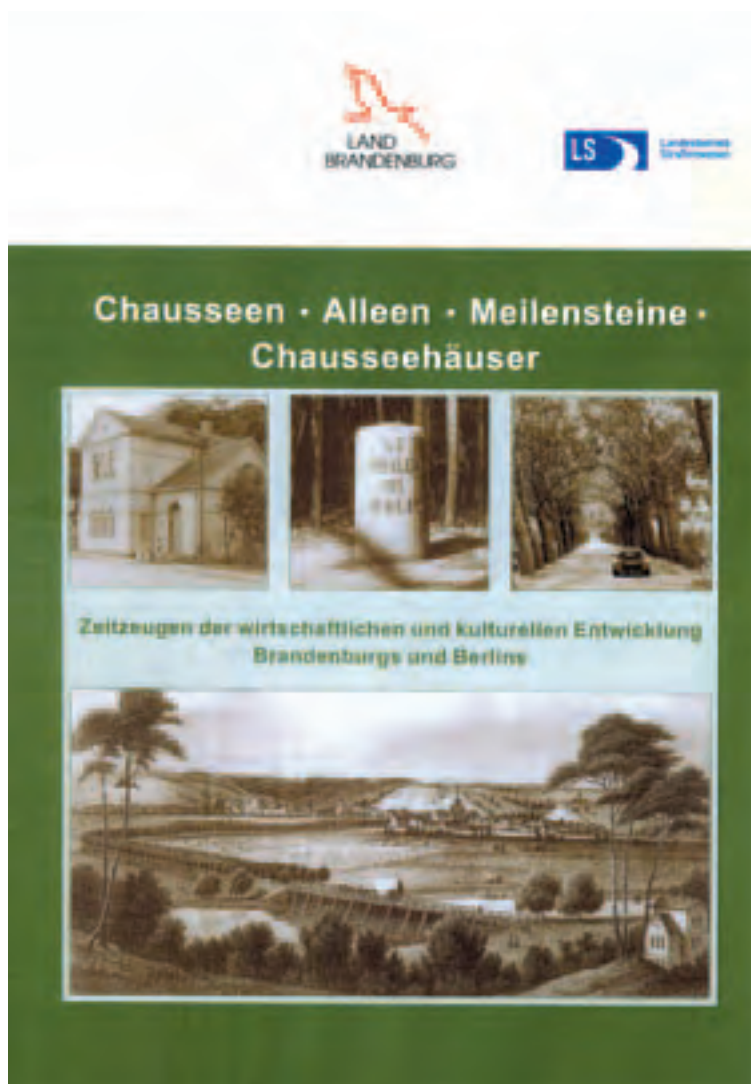
Die wirtschaftliche Bedeutung des Chausseebaus und der Chausseen¹

Dr. Uwe Müller

Die Chausseierung von unbefestigten Straßen steigerte die Leistungsfähigkeit des Landverkehrs wesentlich. Im Personenverkehr konnte die Reisegeschwindigkeit mehr als verdoppelt werden. So verringerte sich die Fahrzeit von Berlin nach Hamburg nach der Chausseierung der Straße und der Einführung der Schnellpostlinien in den 1820er Jahren von 85 auf 31 Stunden. Frachtfuhrwerke konnten das Gewicht ihrer Ladungen wesentlich erhöhen, ohne in der Straße zu versinken oder Vorspanndienste in Anspruch nehmen zu müssen. Dies galt insbesondere für die feuchten Jahreszeiten Frühjahr und Herbst, in denen unbefestigte Landstraßen mit größeren Wagen häufig nicht befahrbar waren. Reisen und Transportieren wurden also insgesamt berechenbarer, sicherer und bequemer. Daher profitierten alle auf Mobilität angewiesenen Teile der Gesellschaft von der Herstellung einer Chaussee: der zum Markt fahrende Bauer und der wandernde Handwerksgehilfe, Kaufleute und Hausierer, Adlige auf Bildungsreise und Diplomaten sowie nicht zuletzt Regierungsbeamte, Landräte und Amtsvorsteher. Die Chausseen können somit als früher Bestandteil der Kommunikationsrevolution des 19. Jahrhunderts angesehen werden.

Der preußische Staat bemühte sich nach den territorialen Erweiterungen durch den Wiener Kongress um die Verbindung aller wichtigen Städte des nun von Aachen bis Memel reichenden Königreichs mit der Hauptstadt Berlin. Davon profitierte insbesondere der Regierungsbezirk Potsdam, während das Chausseenetz des Regierungsbezirks Frankfurt (Oder) ähnlich dünn war wie in den anderen ländlich geprägten ostelbischen Provinzen.

¹ Textauszug aus Uwe Müller: Die Bedeutung des Chausseebaus in Brandenburg. In: Chausseen – Alleen – Meilensteine – Chausseehäuser. Hg. Landesbetrieb Straßenwesen. Hoppegarten Mai 2008 S.45-49



Chausseenetzdichte der Staatsstraßen (in km/1000 km²)

Jahr	Regierungsbezirk Potsdam	Regierungsbezirk Frankfurt (Oder)	Provinz Brandenburg	Königreich Preußen
1816	7,1	2,8	5,0	11,0
1831	23,0	12,9	18,1	23,6
1846	42,1	21,7	32,3	38,4
1862	47,1	22,6	35,2	49,7

Quelle: Uwe Müller, Infrastrukturpolitik in der Industrialisierung. Der Chausseebau in der preußischen Provinz Sachsen und dem Herzogtum Braunschweig vom Ende des 18. Jahrhunderts bis in die siebziger Jahre des 19. Jahrhunderts, Berlin 2000, S. 459.



Der Vorsprung der Rheinprovinz, Westfalens, Schlesiens und der Provinz Sachsen lag nicht nur daran, dass hier der Chausseebau bereits vor 1815 begonnen hatte und sich diese Gebiete wirtschaftlich dynamischer entwickelten als der größte Teil Brandenburgs. Der preußische Staat hatte auch politische und militärische Interessen an guten Straßenverbindungen in die neuen Provinzen. So wurde der Chausseebau unter anderem zur Unterstützung der Zollvereinigungspolitik eingesetzt. In den unruhigen Zeiten des Vormärz und der Revolution von 1848 kamen noch andere Zielstellungen hinzu. Straßenbau- und andere Erdarbeiten wurden nun häufig in erster Linie zur Milderung der Beschäftigungslosigkeit unter den Handarbeitern begonnen. Solche der Systemstabilisierung dienenden „Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen“ sind insbesondere in Potsdam-Nowawes, Königs Wusterhausen und Köpenick sowie beim Bau der Chausseen zwischen Brandenburg (Havel) und Rathenow sowie Beeskow und Fürstenwalde durchgeführt worden.

In den zwanziger Jahren hatten die Chausseen im Wettbewerb mit den Binnenwasserstraßen einige Fernhandels Transporte an sich ziehen können. So nutzten zahlreiche Kaufleute für den Transport schlesischer Gewerbecprodukte anstelle der nur unzureichend regulierten Oder und der märkischen Wasserstraßen die neue Chaussee zwischen Breslau und Berlin, die über Frankfurt (Oder) führte. Mit dem Beginn des Eisenbahnbaus (in Brandenburg im Jahre 1838) verloren die Chausseen jedoch innerhalb eines Jahrzehnts beinahe alle Fernhandels Güter. Im Personenverkehr erfolgte der Wechsel von der Postkutsche zum komfortableren Eisenbahnwagen sogar noch schneller. Das Kutschpferd und die Dampflokomotive standen geradezu symbolhaft für den Gegensatz zwischen Tradition und Moderne.

Da nicht nur die wirtschaftliche, sondern auch die politische und militärische Bedeutung der Chausseen für den Gesamtstaat zurückging, verringerte die preußische Regierung seit etwa 1850 ihre Aktivitäten beim Neubau von Chausseen. Dennoch wurden weiterhin Chausseen gebaut, und auch die Intensität des Ver-

Chausseegeldhebestellen im Königreich Preußen mit Einnahmen von über 4000 Taler pro Meile

Hebestelle	Durchschnittliche jährliche Einnahme 1841-1843 (Taler)
Charlottenburg	12328
Friedrichsfelde	5850
Weißensee	5739
Sorgau (bei Waldenburg in Schlesien)	4554
Hasslinghausen (bei Witten im Ruhrgebiet)	4554
Leegstriefs (bei Danzig)	4516
Ruhleben	4471

Quelle: Über den Chausseebau, in: Handelsarchiv, 1848, 1. Hälfte, S. 195.

kehrs nahm nur auf den Kunststraßen ab, die parallel zu einer Eisenbahnstrecke verliefen. Obwohl die Landstraßen nämlich in fast allen Belangen der Verkehrswertigkeit – also vor allem hinsichtlich der Schnelligkeit, Massenleistungsfähigkeit und Bequemlichkeit – den Eisenbahnen unterlegen waren, verfügten sie weiterhin über eine viel höhere Netzbildungsfähigkeit. Die Chausseen übernahmen also eine neue Funktion innerhalb des Verkehrssystems, indem sie den Transport zwischen Produzenten bzw. Konsumenten zum nächsten Bahnhof oder Hafen gewährleisteten. Für die Integration der Landwirtschaft und der kleinen Gewerbetreibenden in überregionale Märkte sowie generell für den Handel bildeten sie daher eine wichtige Vorbedingung.

Die preußischen Reformen von 1807/11 hatten den brandenburgischen Bauern die volle persönliche und wirtschaftliche Freiheit gebracht. Durch die rasante Entwicklung Berlins als preußische Hauptstadt und wichtigste deutsche Industriestadt entstand eine ständig wachsende Nachfrage nach frischen Lebensmitteln. Gutsbesitzer und Bauern nutzten Eisenbahnen, Wasserstraßen und Staatschauseen, um ihre Produkte auf die Berliner Märkte zu bringen. Sichtbar wird die Bedeutung der Brandenburger Lieferungen nach Berlin an den hohen Chausseegeldeinnahmen, die an den vor den Toren Berlins befindlichen Hebestellen erzielt wurden.

Als der Staat seit 1850 den Neubau von Chausseen weitgehend einstellte, über-

nahmen Aktiengesellschaften und Kreise die Initiative und befestigten die Straßen in eigener Regie. Eine für das Jahr 1862 durchgeführte statistische Erhebung zeigt zum einen, dass die brandenburgischen Landkreise, die entweder direkt an Berlin angrenzten (Niederbarnim, Teltow, Osthavelland) oder durch die Eisenbahn bzw. Wasserstraßen mit der Hauptstadt verbunden waren (Westhavelland, Oberbarnim, Lebus), über relativ viele Chausseen verfügten. Die Modernisierung der Verkehrswege ermöglichte hier also die Herausbildung einer „Milchviehzone“ und eines „Gemüse- und Obstgürtels“ am Rande der Berliner Agglomeration. Andere frühe Aktivitäten im Aktien- und Kreischausseebau, wie sie in den nordbrandenburgischen Kreisen Ruppín, Templin und Prenzlau, in den neumärkischen Kreisen Sternberg und Züllichau sowie in der Lausitz (v. a. in den Kreisen Cottbus und Spremberg) festzustellen waren, zeugen wiederum vom Bemühen lokaler Wirtschaftseliten, eine eher ungünstige Lage im Eisenbahn- und Wasserstraßennetz durch vermehrten Chausseebau zu kompensieren.

Die teilweise beträchtlichen Differenzen zwischen den Kreisen resultieren also aus der jeweils unterschiedlichen Lage im sich aus den natürlichen Gegebenheiten (Flüsse) und den Interessen des Staates sowie der größeren Städte (Staatschauseen und Eisenbahnen) ergebenden überregionalen Verkehrsnetz. Sie sind aber auch Ausdruck für die unterschiedliche Stärke der lokalen wirtschaftlichen Potenzen, Interessen und Initiativen.



In den 1870er Jahren übertrug der preußische Staat die Verantwortung für die Unterhaltung seiner Chausseen auf die Provinzen. Bis der wachsende Kraftfahr-

zeugverkehr in den 1920er Jahren zu einer erneuten Zentralisierung der Straßenbaupolitik führte, waren es vor allem die Landkreise, die sich um die Anlage

neuer Chausseen und die Unterhaltung des bestehenden Straßennetzes kümmerten.

Eine Reise auf der Alten Hamburger Poststraße

Anke Werner

Verkehrs- und Handelswege verbanden seit alters her wichtige Ansiedlungen und dienten der Reise sowie dem Austausch von Gütern und Informationen. Solche Verbindungen blieben oft über Jahrhunderte auf fast unveränderter Wegestrecke erhalten und finden sich noch heute in Landstraßen und selbst als Autobahnabschnitte.

Die Alte Hamburger Poststraße ist eine der am vollständigsten erhaltenen Meilensteinstraßen in Deutschland und verband seit mindestens 1654 Berlin mit Hamburg. Zudem verläuft die Trasse, auf der einst Postkutschen und Postreiter verkehrten, in längeren Streckenabschnitten auf beschaulichen Waldwegen. So können auch heute noch Radler und Wanderer historische Distanzen erholsam erkunden.

Die Poststraße zwischen Hennigsdorf und Flatow verweist neben ihren Meilensteinen auch auf eine Vielzahl gesellschaftlicher und kultureller Zusammenhänge zwischen Provinz und Metropole. Zu den Sehenswürdigkeiten, die mit der Poststraßenentwicklung in direktem Zusammenhang stehen oder sich aus der guten Zugänglichkeit entwickelt haben, gehören ehemalige Ausspanne oder der Grabstein eines Hamburger Kaufmanns am Eingang der Nikolaikirche in Bötzw. Zielorte von Bedeutung waren auch die Schlösser in Groß Ziethen und Schwante. Viele Geschichten ranken sich um die Poststraße. Diese Zusammenhänge sollten durch Öffentlichkeitsarbeit und eine Broschüre im Rahmen der Kulturlandkampagne verdeutlicht und damit verstecktes Kulturgut – auch für die touristische Entwicklung – gehoben werden.

Steinerne Zeugen am Wegesrand

Ansatzpunkte dazu lieferte die mit großem Engagement durch den Förderverein Regionalpark Krämer Forst e. V. und die Forschungsgruppe Preußische, Mecklenburgische und Anhaltische Meilensteine e. V. verfolgte Wiederaufstellung verlorengegangener Meilensteine. In Zusammenarbeit mit der Stadt Hennigsdorf und mit Hilfe engagierter Bürger wurden im Sommer 2008 acht Steine nach historischem Vorbild an der Alten Hamburger Poststraße neu errichtet. Diese Maßnahme ergänzte auf sinnvolle Weise die Aktivitäten der Kulturlandkampagne und vernetzte bestehende mit neuen regionalen Initiativen.

Die ursprünglichen Meilensteine, von denen noch ein Originalstein am ehemaligen Ausspann Ziegenkrug zu finden ist, wurden um 1800 an der Alten Hamburger Poststraße zur Entfernungsmessung errichtet. Neben der Information für Reisende berechneten sich aus der Entfernung die jeweiligen Postgebühren. Daher wurden im Abstand von jeweils einer Meile steinerne und damit haltbare Postmeilensteine statt der bis dahin gebräuchlichen Holzwegweiser aufgestellt. Dazwischen markierten kleinere Halb- und Viertelmeilensteine die Strecke. Nullpunkt war das Oranienburger Tor in Berlin. Eine Preußische Meile maß dabei genau 7.532,48 m. Mit Einführung des metrischen Systems verloren viele der Meilensteine nach 1875 ihre Bedeutung. Teilweise wurden sie umgesetzt, andere Steine verschwanden. Als lebende Denkmale der Verkehrsgeschichte sind daher die erhaltenen Steine besonders bedeutend.



Historischer Grenzmeilenstein, Alte Poststraße im Krämer Forst. Foto: Anke Werner

Die Meilensteine kehren zurück

Die acht wieder aufgestellten Meilensteine entlang der Alten Hamburger Poststraße wurden am 15. Juli 2008 feierlich eingeweiht. Ein Ganzmeilenstein am Jungferndamm zwischen Hennigsdorf und Bötzw war dabei der Mittelpunkt des Geschehens. Um ihn gruppierten sich viele der Engagierten und enthüllten den steinernen Boten. Bei der Veranstaltung zeigte sich deut-



Die Enthüllung des neuen Ganzmeilensteins am Jungferndamm. Foto: Anke Werner

lich die ehrenamtliche Vernetzung innerhalb des Projektes, die vom historischen Knowhow der Forschungsgruppe Meilensteine e. V. bis zum Kaffee und Kuchen des Heimatvereins Bötzwow reichte. Durch die neu aufgestellten Steine nach historischem Originalvorbild wird die Alte Hamburger Poststraße nun wieder in gebauter Form tatsächlich greifbar und auch symbolisch begreifbar.

Zwei Wanderungen auf der Poststraße mit bis zu 100 Teilnehmern, begleitet durch Reportagen der Märkischen Allgemeinen Zeitung, waren weiterer Bestandteil der Aktivitäten zum Themenjahr. Die Wanderungen verbanden Informationen zur Geschichte mit Spaß und Naturgenuss. Ein Meilensteinlauf lockte fast 50 Teilnehmer an den Start in der Waldbegegnungsstätte Neu-Vehlefan. Auf der historischen Trasse der Poststraße soll der Lauf auch in den kommenden Jahren regelmäßig durchgeführt werden.

Ein Blick in die Zukunft

Das Kulturland-Themenjahr 2008 hat dem Engagement der Meilenstein-Akteure und Bürger sowie der Erschließung des Krämer Forstes als Ausflugsziel kräftigen Aufwind gegeben. Die Aktivitäten rund um die Alte Poststraße sind so zu einem Baustein der regionalen Entwicklung geworden, gleichsam einer modernen Übertragung eben solcher wirtschaftlicher und gesellschaftlicher Impulse, die die Poststraße seit Jahrhunderten in die Region rund um den Krämer Forst getragen hat.

Informationen sowie Bestellung der Broschüre (1,00 € plus Porto):

Regionalpark Krämer Forst e. V., Dorfstraße 28a, 16727 Oberkrämer OT Schwante, Tel. 033055 - 21766, www.kraemer-forst.de oder www.land-schaftsarchitekturwerner.de

Unter drei Königen, Friedrich Wilhelm Graf von Redern – in Berlin und in der Mark

Heimtraud Eichhorn



Taubenturm mit Biosphärenschild. Foto: Förderverein Denkmale Glambeck e. V.

Die Museumslandschaft Brandenburgs ist um ein kleines Museum reicher. In dem kleinen Walddorf Glambeck bei Joachimsthal gibt es deutschlandweit das erste Redern-Museum. Gewidmet ist es Friedrich Wilhelm von Redern (1802-1883), seinem Leben und Wirken – in Berlin und in der Mark.

1862 erwarb F. W. von Redern Gut Glambeck. In der Mitte des Gutshofes ließ er den Taubenturm errichten. Der exponierte Standort und die auffällige Gestaltung des Baudenkmals verdeutlichen noch heute, dass bei seinem Bau auch der Wunsch nach einem repräsentativen architektonischen Blickfang auf dem Gutshof eine Rolle spielte.

Der Denkmalverein fühlt sich Redernscher Musiktradition verpflichtet. Einzigartige Klaviermusiken finden in Glambeck

statt, und seit dem Jahre 2000 erklingt jährlich während eines Konzertes auch Redernsche Musik. In jenem Jahr gestaltete Landschaftsarchitektin Christine Hinz aus Prenzlau in Glambeck die erste Redern-Ausstellung. Anlässlich des 200. Geburtstages von Graf Redern im Jahre 2002 erarbeiteten Schüler der Eberswalder Goethe-Schule die zweite Glambecker Redern-Ausstellung, die erste im Taubenturm. In Anwesenheit der Ministerin für Wissenschaft, Forschung und Kultur, Prof. Dr. Johanna Wanka, wurde der Turm als Ausstellungsraum frei gegeben.

Aus Anlass des 200. Geburtstages des „Musikgrafen“ Friedrich Wilhelm von Redern wurde das Kulturland-Motto 2008 „Provinz und Metropole/Metropole und Provinz“ schon einmal geprobt. Am 16. November und am 7. Dezember 2002 fanden in Glambeck und im Schauspiel-



haus Berlin Gedenkkonzerte zu Ehren von Friedrich Wilhelm Graf von Redern, einer einflussreichen Persönlichkeit des kulturellen und politischen Lebens des 19. Jahrhunderts in Preußen, statt. Der Pianist Andreas Göbel spielte in Glambeck und in Berlin. In der Provinz moderierte Heiko Schwichtenberg, in der Metropole referierte Prof. Dr. Sabine Giesbrecht.

Am 5. Oktober 2008 eröffneten Minister Reinhold Dellmann, Alexander Fürst zu Lynar Graf von Redern und Albrecht Fürst zu Oettingen-Spielberg in Glambeck ein Redern-Museum. Die Taubenstele des Bildhauers Lutz Kittler wird davon erzählen, für wen der Turm einst erbaut war.

Wenn Sie, liebe Besucher, bei einem Glambeck-Besuch dann die Wendeltreppe des Taubenturms erklommen haben, betrachten und hören Sie in Ruhe, welche Informationen die acht extra angefertigten Flachvittrinen, die kleine Hörstation und die Infothek für Sie bereit halten.



Museumseröffnung. Foto: Förderverein Denkmale Glambeck e. V.

Für Infothek/Internet stellten die Musikwissenschaftler Prof. Dr. Sabine Giesbrecht, Osnabrück und Heiko Schwichtenberg, Berlin, dem Denkmalverein vielfältige Informationen und historische Dokumente zur Verfügung. Wer also mehr über Friedrich Wilhelm Graf von Redern, sein Leben und Wirken in Berlin und in der Mark, erfahren will, der

nehme sich die Zeit vor Ort (Infothek) oder zu Hause via Internet. Der Förderverein Denkmale Glambeck e. V. dankt allen, die das Projekt förderten und unterstützten.

Weitere Informationen:

www.glambeck-schorfheide.de,
Hotline: 0160 - 92 98 20 72



Karte „Provinz Brandenburg“

Textrückseite: Areal, Bevölkerung, Religion, Verwaltung, Gewerbe, Industrie und Handel (nach Volks- und Berufszählung vom 16. Juni 1925). 1928 Monika Hingst. Privatbesitz

2. Wirtschaftliche, soziale und politische Impulse zur Entwicklung der Hauptstadtregion



„Mit der Bahn ins Grüne“
Ausflugsverkehr zwischen Mark und Metropole

Ausfallspeditionen

Potsdam	18.6. – 5.7.08
Velten	27.6. – 17.7.08
Wandlitz	20.7. – 10.8.08
Erkner	4.8. – 22.8.08
Nauen	29.8. – 12.9.08
Henningsdorf	1.9. – 8.9.08
Hoppegarten	1.9. – 18.9.08
Teltow	4.10. – 26.10.08
Werder/Havel	8.10. – 25.10.08
Fürstenseelitz/Spree	5.12. – 4.1.09
Treptow-Köpenick	Sommer 09

Informationen unter: www.s-bahn-museum.de

Kulturland Brandenburg 2008 wird unter der Schirmherrschaft des Ministerpräsidenten Matthias Platzeck.
Kulturland Brandenburg 2008 wird gefördert durch das Ministerium für Wissenschaft, Forschung und Kultur sowie das Ministerium für Infrastruktur und Raumordnung des Landes Brandenburg.
Mit freundlicher Unterstützung der Brandenburgischen Sparkassen
gemeinsam mit der Ostdeutschen Sparkassenanstalt im Land Brandenburg  Für Brandenburg.

Ausschnitt Kulturland-Plakat S-Bahn-Museum Berlin



Entwicklung der Hauptstadtregion

Christian Spath

Die wirtschaftliche, räumliche und soziale Entwicklung von Stadt und Region sind seit jeher eng verflochten. Berlin war das politische und ökonomische Zentrum, die Mark Brandenburg lieferte Arbeitskräfte, Nahrungsmittel, Rohstoffe und Baumaterialien. Aus diesen Wurzeln entwickelte sich der Kernraum der Mark im 19. Jahrhundert zunächst langsam, mit fortschreitender Industrialisierung dann immer dynamischer zu einer Metropolregion, die bereits in der Zwischenkriegszeit weit über die Berliner Stadtgrenzen hinausgriff.

Siedlungstätigkeit

Schon vor der Jahrhundertwende hatten in günstiger Lage zur Vorortbahn spekulative Bodenparzellierungen eingesetzt, die weite Teile des ländlichen Umlandes einbezogen. Im Verlauf der 20er Jahre nahm die Siedlungstätigkeit dann immer größeren Umfang an. Antriebskräfte waren das ungebremste Wachstum der Hauptstadt, der Mangel an Kleinwohnungen, der Wunsch nach Sicherheit angesichts der Inflationserfahrung und die Notwendigkeit von Selbsthilfe und landwirtschaftlichem Nebenerwerb.

Die Parzellierung erfasste in einem Umkreis von etwa 40 km vor allem ärmere Böden abseits der Dörfer, meist in Fahrradentfernung zum nächsten Bahnhof. Die Siedlungen hatten nur eine minimale Infrastruktur, die bauliche Entwicklung, oft in Form von Behelfsheimen, unterlag kaum einer Kontrolle. Um 1931 hatte diese Bewegung ihren Höhepunkt erreicht: 120.000 Parzellen waren verkauft oder verpachtet, davon gut die Hälfte mit 250.000 Einwohnern außerhalb von Groß-Berlin. Flächen für 1,7 Mio. weitere Bewohner waren bereits aufgeteilt oder in Planung.

In den folgenden Jahren kamen nur noch vereinzelt neue Werks- oder Wochenend-

siedlungen hinzu. Die Siedlungsgebiete füllten sich – nicht zuletzt durch den Zustrom aus den bombenzerstörten Stadtteilen Berlins – weiter auf, vielfach blieb die Bebauung jedoch bis heute lückenhaft.

Randwanderung der Industrie

Nachdem die im Zentrum Berlins entstandenen Großbetriebe seit den 1880er Jahren ihre Werke zunächst an den damaligen Stadtrand verlegt hatten, setzte um die Jahrhundertwende eine zweite Randwanderung ein. Einige der neuen Standorte wie Tegel, Siemensstadt und Schöneweide wurden 1920 nach Berlin eingemeindet, andere wie Hennigsdorf, Drewitz und Wildau ergänzten die expandierenden älteren industriellen Kerne der Region wie Velten, Oranienburg und Eberswalde.

Ein nächster, vor allem durch die Rüstungsindustrie getragener Entwicklungsschub setzte um die Mitte der 30er Jahre ein. Neue Industriezweige wie die Flugzeugindustrie fanden ihren Platz im Umland, teilweise an gänzlich neuen Standorten wie in Ludwigsfelde. Die Auslagerung kriegswichtiger Industrien im Zweiten Weltkrieg setzte diesen Trend fort, der durch Demontagen nach Kriegsende nur teilweise wieder rückgängig gemacht wurde.



Bevölkerungsentwicklung 1919-39.

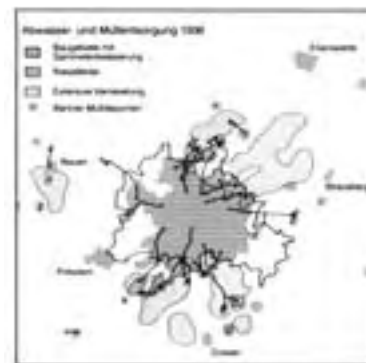
Abb.: Spath und Nagel

Verkehrsverflechtungen

Siedlungstätigkeit und Industrialisierung waren eng an das Netz der Eisenbahnen geknüpft. Wichtige Voraussetzung war der 1891 eingeführte Vororttarif. Nach und nach erhielten die wichtigen Strecken gesonderte Gleise für den Vorortverkehr, das Netz der Haltestellen wurde verdichtet, die Zahl der Züge erhöht.

Die 1924 begonnene „große Elektrisierung“ ermöglichte einen dichteren Takt und verkürzte die Fahrzeiten. Die S-Bahn, wie sie seit 1930 genannt wurde, verband die neuen Siedlungen mit dem Berliner Arbeitsmarkt und erschloss das Berliner Arbeitskräftepotenzial für die neuen Industrien im Umland. Die Zahl der Arbeitspendler nach Berlin stieg zwischen 1925 und 1939 von etwa 100.000 auf fast 250.000 an.

Grenzübergreifende Infrastruktur



Abwasser + Müll Berlin-Brandenburg.

Abb.: Spath und Nagel

Die Netze der Ver- und Entsorgung waren frühzeitig über die engeren kommunalen Grenzen und schon vor 1920 auch über die Grenzen Groß-Berlins hinausgewachsen.

1905 war von Tegel und Mariendorf aus die Ferngasversorgung über Hochdruckleitungen aufgenommen worden, die schließlich bis zu 80 km entfernte Ge-



meinden erreichte. Die Drehstromtechnologie ermöglichte seit 1900 eine stetige Erweiterung des Versorgungsbereichs der Elektrizitätswerke. 1918 begann mit der Einspeisung aus mitteldeutschen Kraftwerken ein Stromverbund, der in den 30er Jahren zu einem eng vermaschten überregionalen Netz ausgebaut wurde.

Die Entsorgung der Berliner Abwässer erfolgte nach dem ab 1869 von Hobrecht konzipierten System über Druckrohre, die von den Pumpwerken in der Innenstadt zu den Rieselfeldern an der Peripherie führten. Die städtischen Rieselfelder umfassten 1930 eine Fläche von 25.000 ha, davon zwei Drittel außerhalb der Stadtgrenzen; noch erheblich größere Flächen dienten der extensiven Verrieselung. Berliner Müll wurde per Eisenbahn und Schiff auf eine große Zahl von Deponien und Landverfüllungen im Großraum verteilt.

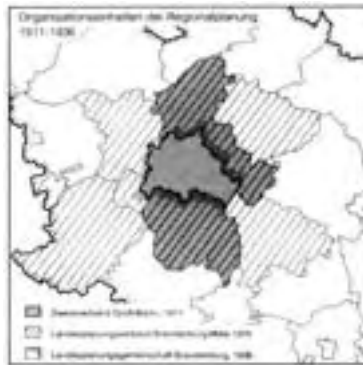
Nicht zuletzt waren auch die Auslagerung großer Heilstätten wie Beelitz sowie der zusammen fast 500 ha umfassenden Friedhöfe von Stahnsdorf und Ahrensfelde Ausdruck einer intensiven regionalen Verflechtung.

Orte der Erholung

Mit dem Vorrücken der Bebauung, den guten Bahn- und später auch Omnibusverbindungen, der Reduzierung der Arbeitszeiten und der Wertschätzung der „freien Natur“ wurden innenstadtnahe Ausflugsziele zunehmend durch entfernter gelegene Erholungsorte ergänzt. Verkehrszählungen aus den 20er Jahren belegen, dass an schönen Tagen der Ausflugsverkehr den werktäglichen Berufsverkehr übertraf, mit weit über 20.000 Reisenden an Bahnhöfen wie Erkner, Strausberg und Königs Wusterhausen. Darüber hinaus entwickelte sich die Mark als Sommerfrische und Urlaubsziel der Berliner.

Regionale Planungsansätze

Die Notwendigkeit einer Koordination der ungeordneten Entwicklung der Metropolregion führte bereits 1912 zur Gründung des Zweckverbandes Groß-Berlin, der sieben Stadtkreise sowie die Landkreise



Regionalplanung 1919-1936 Berlin Brandenburg. Abb.: Spath und Nagel

Teltow und Niederbarnim vereinte. Dieser hatte in der kurzen Zeit seines Bestehens Erfolge bei der Vereinheitlichung des Verkehrsnetzes, der Sicherung von Erholungswäldern und Freiflächen und der Reduzierung der Dichte in Bebauungsplänen. Eine abgestimmte Gesamtplanung lag dagegen außerhalb seiner Zuständigkeit.

Die Verbandstätigkeit endete 1920 mit Bildung der Einheitsgemeinde Berlin, die sich zunächst auf das stark vergrößerte Stadtgebiet konzentrierte. Die Planungen der 20er und 30er Jahre waren daher durch unterschiedliche Sichtweisen geprägt: Berlin sah das Umland vor allem in seiner Funktion als Erholungsraum. Die Umlandgemeinden wollten dagegen durch Siedlungserweiterungen an den Wachstumsimpulsen der Metropole teilhaben.

Als lose Arbeitsgemeinschaft auf der Ebene der Umlandkreise (ohne Berlin) versuchte der 1929 gegründete Landesplanungsverband Brandenburg-Mitte, die Siedlungsplanungen der Gemeinden in geordnete Bahnen zu lenken, die Inanspruchnahme von Erholungsgebieten und guten landwirtschaftlichen Böden einzuschränken und Mindestauflagen für öffentliche Zwecke in den Parzellierungen durchzusetzen. Ein „Gesamtsiedlungsplan“ kam dagegen über Vorarbeiten nicht hinaus. Zu diesen gehörte auch der „Strahlenplan“ aus dem Jahr 1932 mit seinen großzügigen Siedlungserweiterungen entlang der Achsen der Vorortbahn.

1937 wurden getrennte Landesplanungsgemeinschaften für Berlin und Branden-

burg eingesetzt. Die Bestellung des Generalinspektors für die Reichshauptstadt, dessen Planungen bis an den Autobahnring heranreichten, erschwerte zusätzlich die Kooperation. Damit standen sich ein eher dezentraler, durch den Luftschutzgedanken geprägter Ansatz und die Idee der kompakten und monumentalen „Hauptstadt Germania“ unvermittelt gegenüber.

Der Bombenkrieg und die Auslagerung kriegswichtiger Industrien führten dann de facto zu einer starken Dezentralisierung. Die Bevölkerung der Umlandkreise, die 1925 bei 640.000 Einwohnern gelegen hatte, überschritt gegen Kriegsende kurzzeitig die Millionengrenze.

Zwischen 1945 und 1990 gab es keine gemeinsame Planung für den Gesamtraum Berlin-Brandenburg. In Berlin konnte die 1945 eingerichtete Landesplanungsstelle nur unverbindliche Ideen und Konzepte entwickeln; die westberliner Planung blieb dann naturgemäß auf die Teilstadt beschränkt. Die Planungen im Ostteil konzentrierten sich zunächst auf das engere Stadtgebiet und die infrastrukturelle und verkehrliche Umgehung West-Berlins; erst in den 80er Jahren rückten die östlichen Entwicklungsachsen wieder stärker ins Blickfeld.

Die ersten Jahre nach der Wiedervereinigung sahen dann eine Vielzahl unterschiedlichster Szenarien, Planungsansätze und Konzepte, die teilweise von utopischen Wachstumserwartungen und Gestaltungsmöglichkeiten ausgingen. Mit der Einführung einer geordneten Landesplanung setzte sich dann das Leitbild der „dezentralen Konzentration“ durch, das über ein Jahrzehnt lang die gemeinsame Planung für den Gesamtraum Berlin-Brandenburg bestimmte.





Lokomotiven brauchen Platz – Die Schwartzkopffwerke und ihre Werksiedlung in Wildau

Dr. Ruth Klawun

Firmengeschichte

Louis Schwartzkopff gründete 1851 eine Eisengießerei und Maschinenbau-Anstalt in Berlin-Mitte, die 1870 in die „Berliner Maschinenbau AG“ kurz BMAG umbenannt wurde. Für die Fertigung von Eisenbahnen verlagerte das Unternehmen aus Platzgründen einen Produktionsstandort 1898 nach Wildau. Unter der Leitung des Regierungsbaumeisters Ludwig Witthöft entstand eine neue Fertigungsanlage mit Wohnsiedlung und dazugehöriger Infrastruktur. Die Lokomotivenfabrik mit Verwaltungsbauten, zahlreichen Produktions- und Montagehallen, Werkstätten und Schmieden entstand weitgehend um 1900, Erweiterungsbauten folgten bis in die 1920er Jahre. Mit einer Jahresproduktion von 600 bis 700 Lokomotiven wurde Schwartzkopff hinter Krupp und Henschel zum drittgrößten Lokomotivenhersteller Deutschlands.



*Lokomotivenfabrik und Arbeitersiedlung in Wildau, Luftbild von Norden um 1923.
Aus Werkspublikation Berliner Maschinen-Actien-Gesellschaft, Berlin 1924, S. 2*

Der Produktionsablauf im Werk war entlang einer zentralen Fertigungsstraße von Norden nach Süden organisiert. Im nördlichen Teil des Geländes befand sich der von der Dahme aus erreichbare Hafen. Hier wurden weitgehend die Rohmaterialien angeliefert. Die Produktion war von den Schmieden über die Fertigung einzelner Bauteile zur abschließenden Montage im südlichen Bereich des Fabrikgeländes organisiert.¹

Nach dem Ende des zweiten Weltkrieges wurden sowohl die Berliner Teile der BMAG, die in der sowjetischen Besatzungszone lagen, als auch das Wildauer Werk mit der Werksiedlung enteignet und ein großer Teil der technischen Anlagen demontiert. Damit endete der Bau von Lokomotiven durch die Berliner Ma-

schinenbau AG 1945. Nach relativ kurzer Zeit begann man zu DDR-Zeiten im Wildauer Werk wieder mit dem Bau von Lokomotiven und Waggons sowie weiterem Schwermaschinenbau im Rahmen eines volkseigenen Betriebes.² Mit der politischen Wende im Jahr 1990 vollzog sich ein weiterer Wechsel auf dem Gelände. Der größte Teil des ursprünglichen Betriebes wurde zunächst abgewickelt. Die Hallen standen weitgehend leer.

Den Planern von Werk und Wohnsiedlung war es gelungen, mit wenigen gestalterischen Mitteln, eine Anlage von großer Geschlossenheit zu schaffen. Die Fabrik- und Verwaltungsgebäude sowie die Siedlungshäuser sind durch rotes Klinkerverblendmauerwerk mit an der märkischen Backsteinarchitektur

orientierten Gliederungselementen gestaltet. Die unterschiedlich großen Werkshallen haben eine variantenreiche Ausformung der Giebelfronten, die den Anblick der Werksstraße prägen. Die Hallen sind durch Klinkerflächen mit Mauerwerksverzierungen und hellen Putzblenden gestaltet. Östlich der das Werk begrenzenden Bahnstrecke liegt die Siedlung. Sie ist entlang der Bahnlinie entstanden und liegt weitgehend parallel zum Werk. Gestaltet wurde sie in stilistischer Entsprechung zu den Werkshallen. Bis 1902 errichtete man 58 Arbeiter- und Beamtenwohnhäuser als zweigeschossige Doppelhäuser inmitten der den Wohnungen zugeordneten Gärten. Im Jahr 1906 errichtete man ein Casino, das mit seiner ursprünglich von Kolonnaden gerahmten Gartenanlage und der gegenüberliegend gebauten Schule den Mittelpunkt der Siedlung bildete.

In einer zweiten Bauphase wurde das Gelände bis hin zur Dahme bebaut.

¹ Zur Geschichte des Wildauer Werkes siehe: Caesar, Welsch, Pech, Zissel, Pulver, Dampf- und Schwermaschinen. Aus der 100jährigen Geschichte des Industriestandorts Wildau bei Berlin. Horb a. N. 2003, S. 33-69

² Zur Geschichte des Schwermaschinenbetriebes in Wildau nach dem zweiten Weltkrieg siehe: Caesar, Welsch, Pech, Zissel, wie Anm. 3, S. 99-192.



te der Denkmale des Landes Brandenburg eingetragen. Die Werkssiedlung steht als Denkmalbereich unter Schutz.

Nach der Wiedervereinigung gelangt der Volkseigene Betrieb für Schwermaschinenbau „Heinrich Rau“ in das Eigentum der Treuhand. Im Zuge der Privatisierung sind daraus drei selbstständige Betriebe hervorgegangen: Die Gröditzter Kurbelwelle Wildau GmbH, der Sondermaschinenbau Wildau GmbH und die EAW Energieversorgungs- und Anlagenbau GmbH Wildau. Auch viele weitere Betriebe siedelten sich auf dem Gelände an. Etwa die Hälfte der Hallen und Betriebsgebäude wird durch kleinere Unternehmen und Werkstätten genutzt. Nach und nach wurden viele Hallen saniert und den Bedürfnissen der neuen Nutzer angepasst. Schwerpunkt war hier, aus denkmalpflegerischer Sicht, die weitgehende Erhaltung der äußeren Hülle der Hallen mit ihren originalen Fenstern und Toren. In den Innenräumen sollten Kranbahnträger und andere prägende Ausstattungselemente bestehen bleiben.

Sanierung der Siedlung

Um 1991 hatte die Wildauer Wohnungsbau-Gesellschaft (WIWO) die Siedlungsgebäude in ihren Besitz übernommen. 2002 begann eine umfassende Sanierung des gesamten Gebäudebestandes der Schwartzkopfsiedlung. Die Ausweisung eines Sanierungsgebietes für die



Arbeiterwohnhäuser.



Halle 10 Medienzentrum TFH Wildau: „... Addition neuer Achsen“. Architekten: Chestnutt/Nies Berlin. Alle Fotos dieser Seite: Ruth Klawun

Siedlung durch die Gemeinde unterstützte die geplanten Maßnahmen. Das Erscheinungsbild der Gebäude ließ keine Wärmedämmung im Äußeren zu. Dennoch konnte durch das Dämmen von Keller- und Geschossdecken sowie dem Einbau neuer Isolierglasfenster eine klimatisch sinnvolle Lösung gefunden werden. Die vielfältigen Gestaltungsdetails der Häuser wurden sorgfältig erfasst und im Bestand saniert.

Auch die Gestaltung des Wohnumfeldes orientierte sich an den überlieferten Plänen aus dem Jahr 1910, nach denen die ursprüngliche Parzellenstruktur der Mietergärten wieder hergestellt und zahlreiche neue Gärten eingerichtet wurden. Eine einschneidende Veränderung stellt die Neugestaltung des Bahnhofsvorplatzes dar. Zur Vitalisierung der Siedlung richtete die Wohnungsbau-Gesellschaft auf Wunsch der Gemeinde hier einige Gewerbeeinheiten ein. Die in diesem Zusammenhang geschaffenen neuen Freiflächen für gastronomische Nutzung hatten den Verlust der historischen Raumstruktur in diesem Bereich zur Folge. Durch die Sanierungsmaßnahmen konnte der Leerstand in der Schwartzkopff-Siedlung von 46 % vor der Sanierung auf etwa 4 % gesenkt und ein zunehmender Zuzug jüngerer Mieter erreicht werden.

Nutzung des Werksgeländes durch die TFH Wildau

Der südliche Teil des Werksgeländes wird seit 1991 von der Technischen Fach-

hochschule Wildau (TFH) genutzt. Sie ging nach der Wende aus der 1949 gegründeten Betriebsfachschule für Maschinenbau hervor. In einem Masterplan entwickelte das Architekturbüro Gottfried Böhm erste Konzepte für die neue Nutzung. Zunächst rüstete das Land Brandenburg einen DDR-Plattenbau für die TFH um und ein Neubau entstand.⁴ Als nächstes wurde das ehemalige Verwaltungsgebäude der BMAG unter denkmalpflegerischen Vorgaben saniert und für die Verwaltung der TFH hergerichtet. Zwei große Produktionshallen, die vormals dem Räder- und Zylinderbau dienten, baute das Land seit 2004 für die TFH zu Seminar- und Laborgebäuden bzw. Mensa und Medienzentrum um. Bei der Planung für die Umnutzung der beiden Hallen standen sehr unterschiedliche Konzepte im Vordergrund. Die grundsätzlichen denkmalpflegerischen Leitgedanken, die für die Planung der Hallen verbindlich waren, bezogen sich einerseits auf die Erhaltung des historischen Erscheinungsbildes und andererseits auf das Bewahren der prägenden Ausstattung. Darüber hinaus richtete sich das Augenmerk der Denkmalbehörden auf den Erhalt der historischen Außenanlagen, d. h. Pflaster und Schienen.

In der Halle 10 der ehemaligen Verladehalle wurde ein Teil der Lokomotiven für den Versand auseinandergelassen und verpackt. Für die geplante Nutzung als

⁴ Rumpf, Peter: Lernen im Schachbrett, Wildau. Technische Fachhochschule, in Bauwelt 40/2000, S. 36-41



Medienzentrum und Mensa war die bestehende Hallengröße nicht ausreichend. Die Architekten Rebecca Chestnutt und Robert Niess, Berlin, schlugen daher vor, das Hallenschiff bis an die Hauptfluchtlinie der übrigen Hallen zu verlängern. Dem konnten die Denkmalpfleger folgen, da die bauzeitliche Hallenplanung bereits eine solche Ausdehnung vorgesehen hatte. Der niedrige DDR-zeitliche Anbau wurde abgerissen und durch ein neues Hallensegment ersetzt, das Geometrie und Fensteranordnung der alten Halle abstrahierend übernimmt. Von den historischen Ausstattungsstücken konnten die Konstruktion der Kranbahn sowie das Dachtragwerk erhalten werden.⁵ Als Hinweis auf die neue Nutzung ist die Betonung des Eingangsbereiches durch das Vordach und die veränderte Oberlichtform des Daches zu verstehen. Auf die Gestaltung der neuen Einbauten nahmen die Denkmalbehörden keinen Einfluss.



Innenaufnahme Halle 10

Bei der Planung der Halle 14, die als Doppelhalle dem Räder- und Zylinderbau diente, wurde ein ganz anderes Konzept verfolgt als bei Halle 10. Das Prinzip einer Haus-in-Haus-Konstruktion war hier prägender Ansatz. Der Entwurf des Büros Anderhalten Architekten, Berlin, sah zwei neue, lange, weitgehend transparente Baukörper aus Glas vor, die in die Halle hineingestellt wurden. Damit konnten sie klimatisch abgekoppelt von der Hülle bleiben. Das Konzept bot die Möglichkeit, die bauzeitlichen Wände und Konstruktionen mit all ihren Nutzungsspuren erlebbar zu halten, was besonders aus der Sicht der Denkmalpflege befürwortet wurde. Das filigrane Dachtragwerk, die Umfassungswände

⁵ Kil, Wolfgang: Mensa und Medienzentrum der TFH Wildau, Wildau. Wohnliches Ambiente, in: Bauwelt 22/2008, S. 26



Halle 14 Hörsaal- und Seminargebäude. Architekten: Anderhalten Berlin.

Alle Fotos dieser Seite: Ruth Klawun

und im Inneren die Kranbahngerüste bleiben erhalten. Leider tut sich der Nutzer schwer, das Nebeneinander von Alt und Neu mit den Hallenwänden und ihrer Patina aus Jahrzehnten der Produktion als ästhetisch reizvollen Kontrast zu erleben.⁶

Mit dem Umbau der Hallen 10 und 14 war der Masterplan von Böhm umgesetzt. Der große Zuwachs der TFH fordert allerdings eine Erweiterung. Das Hamburger Büro SEHW plant den Umbau der Halle 17. Es sollen ein Auditorium Maximum und Seminarräume entstehen. Bis 2012 wird auch ein Studentenwohnheim erbaut.

Die vielen Initiativen auf dem Werksgelände machten es nach und nach möglich, das nach der Wende weitgehend leer stehende Areal wieder komplett zu nutzen. Der Denkmalwert der Anlage konnte erhalten werden. Das Werksgelände und die Siedlung sind noch heute sichtbares Zeugnis für den historisch wichtigen Industriestandort Wildau. Die Sanierung der Siedlung und die architektonischen Konzepte der beiden für die TFH umgenutzten Hallen haben weit über die Region hinaus großen Anklang gefunden und Preise erworben.⁷ In Fachkreisen gilt Wildau als gelungenes Beispiel für einen zeitgemäßen Umgang mit dem baukulturellen Erbe.

⁶ Zur Halle 10 erschienen folgende Publikationen: Meyer, Friederike: Hörsaalgebäude der TFH Wildau, Wildau. Neoindustriebau, in: Bauwelt 22/2008, S. 145-21. Jaeger, Falk, Der alte Bau wehrt sich. Technische Fachhochschule, Wildau, in: Deutsche BauZeitschrift, 8/2008, S. 50-55.

⁷ Halle 14. Arch.Anderhalten Berlin. Architekturpreis 2008 des BDA Landesverbandes Brandenburg. Auszeichnung für gutes Bauen im Land Brandenburg.



Innenaufnahme Halle 14



Namhafte Baumeister der Hauptstadtregion und ihre Bauten in Eberswalde

Wanderausstellung des Museums in der Adlerapotheke Eberswalde

Ramona Schönfelder, Walter Bitzer

„BauMeister. Architekten, Ingenieure und ihre Bauten in Eberswalde“ ist der Titel einer Wanderausstellung, die das Museum in der Adler-Apotheke in Eberswalde vom 10. Februar bis 29. September 2008 in seinen Räumen zeigte. Idee und Konzept für die Ausstellung entstanden im Museum im Rahmen der bundesweiten Initiative „Architektur und Baukultur“. Diese nahm das Museum zum Anlass, das Wirken der zahlreichen überregional erfolgreichen Architekten und Ingenieure in Eberswalde seit der Barockzeit bis heute aufzuarbeiten, zu dokumentieren und stärker bekannt zu machen. Für Inhalt und Layout der Ausstellung sowie des 64-seitigen Farbkataloges zeichnet sich die ews Stadtanierungsgesellschaft mbH verantwortlich.

Mit keiner Stadt vergleichbarer Größe im Land Brandenburg lässt sich eine derart große Zahl an bedeutenden Baumeistern verbinden. Dabei ist mit Wohn-, Industrie-, Sakral- und Verwaltungsbauten, mit Neu- und Umbauten nahezu das gesamte Spektrum an Bauaufgaben betroffen. Die Thematik bietet somit eine gute Möglichkeit, Einblicke in Fragen der Baukultur und in die Stadtgeschichte zu geben. Die Ausstellung stellt 17 Baumeister und die von ihnen in Eberswalde geschaffenen Bauten vor. Die große Zahl bedeutender Architekten und Ingenieure ist unter anderem auf die dynamische industrielle Entwicklung im Finowtal seit dem 17. Jahrhundert zurückzuführen. Zudem war die Nähe zur Metropole Berlin von Vorteil, wo viele namhafte Baumeister (12 der 17 in der Ausstellung vorgestellten Baumeister) ihre Büros bzw. ihre Anstellung hatten oder haben. Natürlich sind Bauten berühmter Architekten und Ingenieure auch dem Engagement der Bauherren zu verdanken, denn sie vergeben schließlich die Planungsaufträge. Das gilt auch und besonders in heutiger Zeit und wird in der Ausstellung mit drei

nach 1990 entstandenen Bauten dokumentiert.

Industriebauten

Die Altstadt im Osten der Siedlungsfläche bildet den Ursprung von Eberswalde. Westlich folgen mehrere Siedlungsschwerpunkte, die auf vorindustrielle Produktionsstandorte und Stadterweiterungen zurückgehen. Schon Anfang des 17. Jahrhunderts entstanden erste Metallverarbeitende Betriebe im Finowtal. Der Finowkanal als Transportweg und Lieferant von Wasserkraft sowie der Holzreichtum als Energiequelle boten dafür günstige Voraussetzungen. Befördert durch die Politik der brandenburgisch-preußischen Kurfürsten und später der preußischen Könige, entwickelte sich das Finowtal zum frühesten industriell-gewerblichen Standort in der Mark Brandenburg. Mehrere bedeutende Baumeister planten Industriebauten in Eberswalde.

Nach den Plänen von Johann Friedrich Wedding (1759-1830) wurde von 1816 bis 1818 auf dem Gelände der Eisenspalterei das Alte Walzwerk errichtet. Wedding entwickelte eine Architektur für den Industriebau und profilierte sich als einer der führenden Industriebaumeister Preußens. Das klassizistische Gebäude des Walzwerkes wurde durch das um 1830 vom Maler Carl Blechen geschaffene Ölgemälde „Walzwerk Neustadt-Eberswalde“ weit über die Grenzen Preußens bzw. Brandenburgs hinaus bekannt.

Die ebenfalls zum Gelände der Eisenspalterei gehörende „Knüppelhalle“ von August Borsig (1804-1854) stand – vermutlich als Prototyp – von 1847 bis 1849 in der Borsigschen Fabrik in Berlin-Moabit und wurde nach der Demontage um 1900 in Eberswalde wiedererrichtet. Die Konstruktion einer Bogenhalle aus Gitter- und Fachwerkbindern setzte sich im

letzten Drittel des 19. Jahrhunderts als Standardtyp für Bahnhöfe, Ausstellungs- und Fabrikhallen in ganz Europa durch. Die von Borsig entworfene Halle kann als Urtyp für diese Bauform gelten.

Georg Klingenberg (1870-1925) und Werner Issel (1884-1974) projektierten das 1908 bis 1909 errichtete Kraftwerk Heegermühle. Klingenberg gilt als Pionier des modernen Kraftwerksbaus in Deutschland. Er projektierte in Zusammenarbeit mit verschiedenen Architekten mehr als 70 Kraftwerke im In- und Ausland. 2007 musste das Kesselhaus des 1991 stillgelegten Kraftwerkes Heegermühle abgerissen werden. Doch noch heute überzeugt der Bau mit seiner bewusst zum Finowkanal und somit zur Landschaft orientierten Gebäudestaffelung und -gestaltung. Das ehemalige Kraftwerk soll in das EFRE-Projekt „Finowkanal erleben, Industriekulturpfad“ eingebunden werden.

Von dem heute vorwiegend für seine Leistungen im Wohnungsbau bekannten Architekten Paul Mebes stammen die Pläne für den knapp 50 m hohen Wasserturm in der Messingwerksiedlung. Der ziegelsichtige Bau, der heute als Aussichtsturm genutzt wird, zählt zu den frühesten Beispielen des Backsteinexpressionismus in Deutschland.

Wohnbauten

Im Längsschnitt betrachtet, sind Bauten folgender Architekten bemerkenswert: Philipp Gerlach, Walter Gropius sowie das Büro gmp – von Gerkan, Marg und Partner.

Der Architekt Philipp Gerlach (1679-1748) wirkte in leitenden Stellungen des preußischen Bauwesens. Von ihm stammen unter anderem die Entwürfe für die berühmte barocke Potsdamer Garnisonkirche (Ruine 1968 abgerissen) sowie für



Knüppelhalle von August Borsig auf dem Gelände der Eisenspalterei.

Foto: S. Weber, M. Lüdecke



Wasserturm von Paul Mebes in der Messingwerksiedlung

Foto: S. Weber, M. Lüdecke



Straßenansicht der Stadtvilla von gmp (von Gerkan, Marg und Partner) in der Danckelmannstraße

Foto: Familie Dr. Braasch



Bibliotheksgebäude der Fachhochschule von Herzog & de Meuron, Foto: ews

das ehemalige Kammergericht, heute Teil des Jüdischen Museums in Berlin. In Eberswalde plante Gerlach als Ersatz für am Kirchplatz gelegene baufällige Pfarrhäuser drei Neubauten in Fachwerkbauweise. Nur das südlichste der im Jahre 1722 errichteten Gebäude ist erhalten. Nach längerem Leerstand erfolgte 1994 bis 1996 mit Unterstützung von Fördermitteln der Stadterneuerung die umfassende Sanierung des Gebäudes. Zu Gerlachs städtebaulichen Projekten gehören nicht nur die Erweiterung der Dorotheen- und der Friedrichstadt in Berlin, sondern auch die erste planmäßige Stadterweiterung in Eberswalde: Ab 1751 wurde nach seiner Planung westlich der Altstadt eine Kolonie für Scheren- und Messerschmiede errichtet.

Der vor allem als Gründer des Bauhauses bekannte Architekt Walter Gropius (1883-1969) verfolgte seit 1910 die Idee der industriellen Herstellung von Wohngebäuden. 1931 ergab sich die Zusammenarbeit mit der in Eberswalde ansässigen Hirsch AG, deren Kupferhausprogramm, ein Fertigteilm-Hausbausystem, Gropius technisch und organisatorisch weiterentwickelte. Wegen der ungünstigen Wirtschaftslage wurde lediglich ein Gebäude der von ihm entworfenen Haustypen 1932 als Versuchsbau errichtet und die Zusammenarbeit im selben Jahr eingestellt. Das Gropiussche Kupferhaus steht neben anderen Kupferhaus-Prototypen der Hirsch AG am Rande der Messingwerksiedlung. Das kleine eingeschossige Gebäude mit einem quadratischen Grundriss von nur 6,3 m Seitenlänge ist noch heute bewohnt.

Vom Büro gmp stammt die Planung für die in den Jahren 1994 bis 1995 errichtete Stadtvilla in der Danckelmannstraße. Der Neubau des Mehrfamilienhauses übersetzt den Charakter der benachbarten Villenbebauung in eine moderne Architektursprache. Die Bauherren konnten bei dem von der Stadt ausgelobten Bauherrenwettbewerb im Jahr 2006 für ihren Beitrag zur Baukultur einen Preis entgegennehmen. Das erste Projekt von gmp war übrigens der Neubau des Flughafens Berlin-Tegel. Zu den größeren Projekten des Büros aus der jüngeren Vergangenheit gehört der neue Berliner Hauptbahnhof.

Öffentliche Bauten

Im öffentlichen Bauwesen ist bei Neu- und Umbauten bis heute der hohe Qualitätsanspruch des Staatshochbaus abzulesen.

Nach den Plänen von Martin Gropius (1824-1880) wurde von 1862 bis 1865 die Provinzial-Irrenheil- und Pflegeanstalt, das heutige Martin Gropius Krankenhaus, errichtet. Die klare Fassadengliederung und gelbes Backsteinmauerwerk mit roten Ziegelbändern verleihen der Anstalt einen freundlichen Habitus. Unterschiedliche Geschossigkeiten und wechselnde Baufluchten rhythmisieren und hierarchisieren die Baumassen. Die Schinkelschule ist am Bau gut ablesbar. Die Anstalt in Eberswalde war der erste wichtige Bau in der Architektenkarriere von Martin Gropius, die mit dem gemeinsam mit seinem Büopartner Heino Schmieden geplanten, 1881 eröffneten Kunstgewerbemuseum, dem heutigen Martin-Gropius-Bau in Berlin-Mitte, ihren Höhepunkt fand.

Als Berliner Stadtbaurat im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts entwarf der Architekt Hermann Blankenstein (1829-1910) unter anderem mehr als 100 Schulen, 14 Markthallen, mehrere Kirchen, Verwaltungsbauten, Krankenhäuser und Badeanstalten. In Eberswalde plante er den 1874 bis 1876 realisierten Umbau der Pfarrkirche St. Maria Magdalena. Während der Rekonstruktion wurden die gotischen Ursprünge der Kirche freigelegt und neogotische Ergänzungen vorgenommen. Sie erhielt so ihre basilikale Gestalt zurück und prägt bis heute das Stadtbild der Altstadt.

Vom „Schalenbaumeister der DDR“, dem Ingenieur Ulrich Müther (1934-2007), stammt die 1969 in einer filigranen Betonschalenaubweise (Hyparschale) errichtete und 1994 bis 1995 sanierte Zoogaststätte. Zwei nahezu baugleiche Vorgänger finden sich in Glowe auf Rügen und in Hohenfelden in Thüringen. Auch wenn die Zoogaststätte in Eberswalde nicht den Rang etwa des „Teepotts“ in Warnemünde (Dachschalenkonstruktion von Müther) besitzt, wird das Besondere des Gebäudes von den Zoobesuchern durchaus wahrgenommen.



Der 1999 mit dem Brandenburgischen Architekturpreis ausgezeichnete Neubau des Bibliotheksgebäudes der Fachhochschule Eberswalde wurde in den Jahren 1997 bis 1999 nach Plänen des Schweizer Architekturbüros Herzog & de Meuron errichtet. Die schlichte Form eines liegenden Quaders mit drei gleichartigen Geschossen wird durch die von dem Künstler Thomas Ruff gestaltete Bilderhaut der Fassade belebt, die mittels spezieller Verfahren auf die Beton- und Glaselemente aufgebracht wurde. Das Raster der Fassadenelemente und die Bilder rhythmisieren die Fassaden-

flächen und lösen die Schwere des Baukörpers sowie des Materials gleichsam auf. Das Olympiastadion in Peking („Vogelnest“) und die Elbphilharmonie in Hamburg sind aktuelle realisierte bzw. sich in der Umsetzung befindliche Großprojekte dieser weltbekannten Architekten.

Anfang Oktober von Minister Reinhold Dellmann und Bürgermeister Friedhelm Boginski eröffnet, war die Ausstellung bis Ende Dezember 2008 zu Gast in der Rotunde des Großen Militärwaisenhauses in der Potsdamer Lindenstraße, dem

Sitz der Gemeinsamen Landesplanungsabteilung der Länder Berlin und Brandenburg. Weitere geplante Ausstellungsorte sind unter anderem die Partnerstadt Delmenhorst, die Senatsverwaltung für Stadtentwicklung Berlin, die TU Berlin und die Bibliothek der BTU Cottbus.

Anfragen zur Wanderausstellung:
Stadt Eberswalde, Kulturamt,
Museum in der Adler-Apotheke,
Steinstr. 3, 16225 Eberswalde,
Tel.: 03334.64520,
museum@eberswalde.de

Mit der Bahn ins Grüne

Udo Dittfuhr

Mark und Metropole bedingen einander. Ein wichtiger Aspekt ist dabei das vielfältige Erholungsangebot, das Brandenburg-Berlin bietet. Hier erholt sich der Metropolenbewohner, wandert, treibt Sport, nutzt die reiche Palette kultureller Höhepunkte. Viele Brandenburger finden dadurch ihre Arbeit. Wichtige Orte sind städtebaulich und funktional seit Jahrzehnten vom Ausflugstourismus geprägt. Wichtiges Transportmittel zwischen Stadt und Umland war und ist dabei die Bahn – S-Bahn wie Regionalbahn. In einer Ausstellung im Rahmen des Themenjahres „Provinz und Metropole“ der Brandenburger Kulturlandkampagne 2008 präsentierte das Berliner S-Bahn-Museum in verschiedenen Ausflugsorten im Land Brandenburg diese Wechselwirkung.



Kulturland-Plakat, Ausstellung S-Bahn-Museum Berlin 2008

Der Raum

Seit Ende des 19. Jahrhunderts wurde das Verkehrsangebot im Berliner Raum auf der Schiene zunehmend auch für den Nahverkehr – für den Weg zur Arbeit oder zur Erholung am Wochenende ausgebaut. Ein verdichtetes Zugangebot, neue Bahnhöfe und ab 1891 bezahlbare Tarife erlaubten Schritt für Schritt immer mehr Menschen die Erholung im näheren und weiteren Umfeld der explosionsartig wachsenden Großstadt. Bald löste

die Vorortbahn die Pferdekutsche, die Straßenbahn oder den Dampfer als wichtigstes Ausflugsverkehrsmittel ab. Rund 40 km Entfernung vom Berliner Stadtzentrum kann man dabei als Orientierung nehmen für die räumliche Ausdehnung. Orte wie Nauen oder Fürstenwalde bildete(n) die tariflichen Endpunkte.

Ein Text des Königlichen Preußischen Ministeriums der Öffentlichen Arbeiten beschrieb im Jahr 1896 die Qualität der (Berlin-)Brandenburger Kulturlandschaft für die Erholung so lyrisch wie anschaulich:

„Man lächelt auswärts vielfach über die öde Lage Berlins im dürren märkischen Sande. Aber gerade diese mangelnde Ertragsfähigkeit des Bodens ist heutigen Tages zu einem Segen für Berlin geworden. Wäre der Boden dort fruchtbares Weizenland, so hätte Berlin jetzt schwerlich jenen Kranz prächtiger Waldungen, die seiner Umgebung im Verein mit den zahllosen kleinen Seen und den großen Wasserflächen von Havel und Spree ein geradezu malerisches Gepräge verleihen. Schon mancher, der von den Ufern des Rheins kam, um achselzuckend über die märkische Streusandbüchse zu spotten, hat, an den Gestaden des Wannensees stehend, ob seines Vorurtheils Abbitte geleistet, als die sinkende Sonne den Spiegel des waldumkränzten Sees mit leuchtendem Purpur übergoss, während die flinken Dampfer goldige Furchen zu pflügen schienen, und die bleichen Segel der Frachtschiffe in dunstiger Ferne gespenstisch dahin glitten.

In diese Wälder zieht es den Berliner an schönen Sommertagen mit Kind und Kegel. Dort lagert er sich, wo es ihm gut dünkt. Die mitgebrachten Vorräte werden hervorgeholt, und bald ist ein fröhliches Picknick im Gange. Mutter aber geht in das nächst gelegene Haus, gelockt von dem Schilde: „Hier können Familien Kaffee kochen“, um für wenige Pfennige



Schwerpunktthema: Provinz und Metropole – Metropole und Provinz – eine Nachlese zur Kulturlandkampagne 2008

aus den mitgebrachten Bohnen den duftenden Mocca zu bereiten. So geht es im Westen im Grunewald, so treibt man es auch im Osten an den Gestaden der Spree und des Müggelsees, und wo sonst die märkischen Waldungen sich strecken. ...“

(Berlin und seine Eisenbahnen, Berlin 1896)

Die Zeit

Der Freizeitverkehr zwischen Berlin und seinem Brandenburger Umland hat im Laufe der Jahrzehnte nicht nur mit dem Ausbau – oder auch den Rückschlägen – des Nahverkehrsangebotes zu tun. Sich ändernde Freizeitgewohnheiten und -ansprüche, vor allem aber die ökonomischen bzw. gesellschaftlichen Rahmenbedingungen, haben in den letzten rund 120 Jahren zu dramatischen Veränderungen geführt.

Um die Wende zum 20. Jahrhundert prägte die 6-Tage-Woche bei 10 bis 12 Stunden täglicher Arbeit und kärgliche Lohnverhältnisse die Lebenswirklichkeit hunderttausender. Da reichten weder Zeit noch Geld für längere und anspruchsvolle Ausflüge. Das einfache und preiswerte Vergnügen im nahegelegenen Volkspark bzw. Gartenlokal – das war häufig das Wochenende. Auch der räumliche Radius reichte dabei eher von der Berliner Mietskaserne in die Hasenheide oder in den

Treptower Park. Das waren damals noch Ziele am Stadtrand bzw. außerhalb der preußischen Hauptstadt. Allerdings gab es auch schon bürgerliches Publikum, das weiter entfernte Orte für sich entdeckte, egal ob es die Rennbahn in Hoppegarten oder das Segeln auf dem Wannsee war. Hier spielte die Vorortbahn eine zunehmend wichtige Rolle.

In den 1920er und 30er Jahren setzte sich der „Trend nach draußen“ fort. Die Stadt Berlin wuchs in die Fläche und erreichte rund 4 Mio. Einwohner. Das größer werdende Heer der Angestellten war nicht unbedingt gut bezahlt, aber hatte andere Arbeitsbedingungen und suchte nach differenzierten Angeboten, das „Weekend“ kam in Mode. Freizeitangebote wurden als Wirtschaftsfaktor entdeckt.

Die verbesserten Angebote des ab 1924 schrittweise elektrifizierten Vorortverkehrs (seit 1930: „S-Bahn“) lockten am Wochenende die Berliner ins Grüne. Stiegen an einem normalen Sonntag in Werder rund 4.000 Personen aus, waren es am 18. März 1924 zur Baumbüte 69.000! In Staaken kamen zum „Fliege-tag“ am 26. April 1926 47.000 statt der üblichen 2.000 Reisenden. Beliebte Werbemotiv der Bahn war die Kombination von Zügen und märkischen Kiefern und Wäldern. Besondere Fahrpreisangebote wie die Sonntagsrückfahrkarte der Deutschen Reichsbahn der 20er Jahre oder das Schönwochenend-Ticket der DB AG der 90er Jahre unterscheiden sich in ihrer Qualität nur graduell.

Nach Elend und Not der Nachkriegszeit, als es entweder zum Hamstern oder in die eigene Gartenlaube ins Umland gegangen war, setzte bald auch wieder der Erholungsverkehr ein. Allerdings: Seit 1952 durften die West-Berliner i. d. R. nicht mehr ins Umland; viele Gäste blieben also weg. Bis zum 13. August 1961 konnten sie ihre Freizeit aber nicht nur auf dem Wannsee oder dem Tegeler See, sondern auch am Müggelsee verbringen. Die Ost-Berliner reisten ungehindert, aber sie konzentrierten sich mehr in Richtung Süden und Osten Brandenburgs. Mehr als 100.000 Datschen-Grundstücke erlaubten Erholung und zugleich Rückzug aus dem realsozi-



Sonntagsrückfahrkarte 1934



DR-Sonntagsrückfahrkarte Wannsee 0,10 1951



DR Werbung 21.Mai 1937



DR-Werbung 1967



alistischen Alltag. Seit den 70er Jahren bekam die Bahn zunehmend Konkurrenz durch das Auto. Dies erlaubte die Erschließung auch entlegenerer Erholungsgebiete – und dennoch reichte die touristische wie gastronomische Infrastruktur selten aus.

Nach 1989 wurde dann wieder vieles anders. Alte Ausflugsorte wurden neu entdeckt und ausgebaut – Potsdam etwa boomte. Andere Ziele, die zu DDR-Zeit heiß begehrt waren, z. B. viele gewerkschaftliche „Urlaubsobjekte“, fanden keine Nachfrage mehr. Dagegen erschienen neue Ziele auf der Landkarte des Tourismus, sollten wegbrechende frühere gewerblich-industrielle Bedeutungen ersetzen. „Industriekultur“, Städtetourismus oder „Wellness“ sind neue Begriffe im Katalog des Freizeitangebotes. Die Revitalisierung vieler Orts- und Stadtzentren mit den Mitteln der Städtebauförderung ist so auch ein Beitrag zur Stärkung der Freizeit als Wirtschaftsfaktor im Metropolenraum Berlin-Brandenburg.

Die Bahnverbindungen wurden wieder geknüpft und sind häufig attraktiver den je – es sei denn eine Strecke fiel dem Rotstift zum Opfer. Aber da ist ja auch noch das Auto, das einerseits hilft, die Vielfalt des Angebotes rund um Berlin zu erschließen, das aber andererseits mit dem Ziel eines „sanften“ Tourismus nicht immer in Einklang zu bringen ist. „Mit der Bahn ins Grüne“ heißt heute, einen Raum zu erschließen, der im Vergleich zu früheren Jahrzehnten nicht nur an Ausdehnung gewachsen ist, sondern der auch ein differenzierteres Angebot bereit hält – und zugleich bieten muss, um im Wettbewerb um die Freizeitsuchenden zu bestehen.

Das Ausstellungsprojekt

Das Projekt des Berliner S-Bahn-Museums in Form einer Wanderausstellung

- zeigte den Wandel in der Erholungskultur, bei den Nutzern und den Nutzungen
- stellte wichtige bzw. exemplarische Erholungsorte im Wandel der Zeiten und den Einfluss der Erholungskul-



Werder im Frühjahr 2008. Foto: Udo Dittfurt

- beschrieb die Rolle der Bahn für die Entwicklung der Freizeit-Kulturlandschaft Brandenburg und
- stellte dar, wie Bahn und Orte um die Ausflugs Gäste warben und werben.

Es beteiligten sich die Landeshauptstadt Potsdam, Werder (Havel), Teltow, Erkner, Fürstenwalde/Spree, Hoppegarten, Wandlitz, Hennigsdorf, Velten und Nauen.

Die Bedeutung der Freizeit für die Kommunen unterscheidet sich dabei stark:

- Für viele Orte spielte sie schon immer eine bedeutende Rolle; sie haben ihre Angebote erhalten, weiter entwickelt oder sogar noch ausgebaut

- Eine zweite Gruppe von Kommunen ist dabei, an zwischenzeitlich, durch Krieg oder Konzentration auf die industrielle Rolle in der DDR-Zeit verschüttete Traditionen wieder anzuknüpfen
- Andere Kommunen schließlich sind dabei, sich als Ausflugsorte neu zu etablieren

Im Sommer 2009 wird die Ausstellung noch im Rathaus Köpenick in Berlin gezeigt werden. Sie schlägt so einen Bogen zwischen Berlin und Brandenburg, zwischen „Provinz und Metropole“.

Das Projekt wurde unterstützt durch die Orte selbst und durch Kulturland Brandenburg e. V.

www.s-bahn-museum.de



Weichen stellen für Berlin – 100 Jahre Rangierbahnhof Wustermark – eine Ausstellung zur Geschichte mit Zukunft läutet das Jubiläumsjahr 2009 ein

Andreas Guttschau

Mit dem Titel auf den Weg gebracht präsentiert die Ausstellung ein interessantes Stück deutscher Logistikgeschichte. In drei historischen Güterwagen am Stellwerk IV des Bahnhofs konnten die vielen Besucher ab Anfang September bis November 2008 eine spannende Exkursion, unterstützt von bislang noch nie gezeigten Dokumenten und seltenen Fotos, in dieses Zentrum des Bahntransports im Berliner Umland unternehmen.



Blick auf den Lokschuppen 1, alte Fußgängerbrücke und Gleisanlagen 1999

Die Gemeinde Wustermark hat die Initiative für diese Ausstellung als Start in das Jubiläumsjahr ergriffen und dafür die Finanzmittel bereitgestellt. Die Kulturlandkampagne Provinz und Metropole – Metropole und Provinz förderte dieses Projekt. Gemeinsam mit dem Unternehmen FACH&WERK GmbH und dem engagierten Förderverein „Historia Elstal“ e. V. konnte eine erfolgreiche, fachkundige Ausstellung präsentiert werden. Am 1. Mai 2009 wird sie im Vorfeld des Jubiläumsjahres wieder eröffnet und begleitet die Vielfalt der geplanten Veranstaltungen und Aktivitäten.

Das 2009 anstehende 100-jährige Jubiläum wird nicht nur ein einmaliges Denkmalensemble der Technikgeschich-

te feiern, sondern erhält seine besondere Bedeutung dadurch, dass in diesem Jahr ein neues Kapitel der modernen Bahnlogistik in Wustermark aufgeschlagen wurde. Eine ähnliche Begründung wie bereits an der Wende zum 20. Jahrhundert führte aktuell dazu, dass die Havelländische Eisenbahn AG (hve) gemeinsam mit ihrer Unternehmenstochter der Rail Logistik Center Wustermark (RLC) im Sommer 2008 den Schienenpark von der Deutschen Bahn AG erworben hat, um hier einen modernen Rast- und Reparaturstandort für den Transport in die Metropole zu entwickeln.

Die Geschichte hat in Wustermark wieder eine Zukunft. Neben dem idealen Standort für den aktiven Schienenfahrzeugverkehr befindet sich im Kernbereich des historischen Bahnhofs ein reizvolles, mehrheitlich unter Denkmalschutz stehendes Ensemble besonderer Gebäude und Anlagen. Die Gemeinde Wustermark befindet sich in einem intensiven Gespräch mit der Deutschen Bahn, um auch hier auf der Basis eines umfassenden und nachhaltigen Revitali-



Werkstätten, Wasserturm, Rangierlok August 1979

sierungskonzeptes Erhalt und neue Nutzung zu organisieren.

Vom Bahnhof erreicht der Besucher recht einfach das neue B 5 Designer Outletcenter Wustermark, das ehemalige Olympische Dorf von 1936, die reizvolle Siedlung Elstal oder die Erlebnisse der Sielmanns Naturlandschaften gGmbH in der Döberitzer Heide. Der historische Bahnhof selbst ist eine Attraktion, da hier Eisenbahngeschichte authentisch nachvollziehbar ist.

Als Landmarke grüßt der imposante Wasserturm von weitem die Besucher und Bewohner der Region, der Ringlokschuppen mit seinen fächerförmigen 21 Gleisen und der funktionsfähigen



Ausstellungseröffnung, Blick aus dem Zugfenster. Foto Kulturland Brandenburg



Drehscheibe sucht nach einer neuen Nutzung. Die 180 m lange und 37,5 m breite Licht durchflutete ehemalige Umladehalle ist eine der ersten im Jahre 1909 gebauten Stahlbetonbauten. Ein Kleinod der Technikgeschichte ist der stationäre Zweizylinderdieselmotor mit Drehstromgenerator der ersten Generation. Der Motor, 1909 aufgestellt, versorgte ehemals den Bahnhof autonom mit Strom und ist der letzte seiner Art. Das

Bahnhofs- sowie das Übernachtungsgebäude zeigen mit ihren Backsteinfassaden den repräsentativen Anspruch der preußischen Bahnbeamten. Im hinteren Teil des Bahnhofs befindet sich eine der ersten biologischen Kläranlagen. Bereits 1909 erbaut war diese innovative Technik bis zum Jahr 2000 in Betrieb.

Vor den Entscheidungsträgern stehen spannende Aufgaben. Nicht nur die

Bestandssicherung des Bahnhofs erfordert großes Engagement, sondern das Finden und Erfinden neuer Nutzungen für dieses einmalige Areal steht im Mittelpunkt der Bemühungen. Die Ausstellung und das Jubiläumsjahr werden einen wesentlichen Impuls auf diese Entwicklung des Rangierbahnhofs Wustermark auslösen.

www.rangierbahnhof-wustermark.de

Wandlitz im Zug der Zeit: Von der Landwirtschaft zur Naherholung

Dr. Christine Papendieck, Dr. Claudia Schmid-Rathjen, Ulrich Steffin

Wandlitz im Zug der Zeit: Von der Landwirtschaft zur Naherholung

...heißt das Projekt, mit dem sich das Agrarmuseum Wandlitz am Kulturlandthemenjahr 2008 beteiligte. Es beleuchtet die Beziehungen zwischen Umland und Hauptstadt in Ursprung und Wandel unter den thematischen Schwerpunkten **Landwirtschaft, Mobilität, Wohnen und Erholung**. Die heutige Großgemeinde Wandlitz ist ein Musterbeispiel für die durch die so genannte „Heidekrautbahn“ (1901) forcierte Entwicklung von einem märkischen Bauerndorf im Norden Berlins zum Naherholungs- und bevorzugtem Wohngebiet vor den Toren der Metropole.

Die Landschaft des Barnim, einer reizvollen eiszeitlich geprägten Endmoränenlandschaft, war schon in vorgeschichtlicher Zeit Anreiz für die Besiedlung. Das **Rundlingsdorf Wandlitz** wurde im Zuge der deutschen Ostkolonisation im 13. Jahrhundert gegründet. Sein Name stammt aus dem altslawischen „vanelice“ und bedeutet, Menschen, die am Wasser leben. Seine Bevölkerung lebte viele hundert Jahre von der Landwirtschaft und der Fischerei.

Bauernbefreiung, Separation, Flurbereinigung und die fortschreitende Mechanisierung der Landwirtschaft brachten im



Ausschnitt Ausstellungstafel Agrarmuseum Wandlitz

19. Jahrhundert spürbare Produktionssteigerungen. Sprunghaftes Bevölkerungswachstum und damit verbundene Stadterweiterungen begründeten seit den 1870er Jahren das Bestreben Berlins zum Ankauf landwirtschaftlicher Güter im Umland. Stadtgüter und Stadt-

forsten erlangten in den folgenden Jahren zunehmende Bedeutung insbesondere für die Landwirtschaft, die Abwasserbeseitigung und Sicherung von Erholungsflächen. Die Wälder im Norden Berlins wurden zur „Grünen Lunge“ für die Metropole.



Rieselfelder und Stadtgüter begründeten die Großbauern-Ära Berlins. Sie ging erst mit der 2007 erfolgten Privatisierung des Gutes Lanke, als letztem der Berliner Stadtgüter, zu Ende. Aber auch die Bauern in Wandlitz und Umgebung profitierten von der nahe gelegenen, rasant wachsenden Großstadt Berlin als neuem Absatzmarkt: Je näher der Markt, desto mehr wurden „Geldfrüchte“ angebaut.

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts griff die Metropole durch die Eingemeindungen im Zuge der Bildung Groß-Berlins spürbar auf ihr Umland aus. Dank zunehmender Mobilität durch Eisenbahn und Fernstraßen rückte Wandlitz näher an die Stadt Berlin. Im Laufe der Jahrzehnte wird der Norden Berlins als Naherholungsgebiet entdeckt und erschlossen. „Raus ins Grüne“ wurde zum Motto des frühen 20. Jahrhunderts. Das 1923 eröffnete Strandbad Wandlitzsee wird zum Magneten für Sommerfrischler und Tagesgäste. Der Grundstein für ein Image als **Kur- und Erholungsort** war gelegt.

Eine Sonderrolle kommt dabei der über 100-jährigen Tradition der Heidekrautbahn, der Niederbarnimer Eisenbahn (NEB) zu. In ihrer Geschichte bündeln sich wie in einem Prisma sämtliche historische Trends vom aufkommenden Mobilitätsbedürfnis über den

Wandel in der Landwirtschaft und die Entwicklung des modernen Tourismus bis zu den politisch-gesellschaftlichen Veränderungen in Deutschland und in Berlin.

In der DDR-Zeit nahm Wandlitz Naherholungsfunktionen für die Einwohner Ost-Berlins wahr. Darüber hinaus entstanden zahlreiche Ferien- und Urlaubseinrichtungen volkseigener Betriebe sowie von Staats- und Parteiorganisationen. Auch für die politische Führung der DDR wurde östlich des Ortes eine gut bewachte Wohnsiedlung angelegt, die „Waldsiedlung“ bei Bernau.

Im vereinten Deutschland erlebte Wandlitz einen Boom des Eigenheimbaus, der bis heute anhält. Viele junge Familien wählen den nördlichen „Speckgürtel Berlins“ als neuen Wohnsitz. Der Trend weist die Gemeinde Wandlitz als Spitzenreiter im Landkreis Barnim in der Gunst der Hauslebauer aus. Wohnen ist heutzutage zu einem wichtigen Standortfaktor des ländlichen Raumes geworden.

Die Landwirtschaft verlor im Laufe der Jahrzehnte allmählich an Stellenwert. Stetig zunehmender Arbeitsproduktivität auf der einen Seite steht auf der anderen eine sinkende Zahl von Arbeitsplätzen gegenüber. In der Bevöl-

kerung der Gemeinde Wandlitz sind Bauern und Landwirte heute eine Minderheit. Die Landwirtschaft im Naturpark Barnim wird geprägt von naturverträglichem und schonendem Umgang mit den Ressourcen Boden, Luft, Wasser mit Pflanzen, Tieren und Energie. Die Hälfte der heutigen Haupt- und Nebenerwerbsbetriebe betreiben Ökolandwirtschaft. Neben die Agrarproduktion tritt die Aufgabe der Pflege und Erhaltung der Barnimer Kulturlandschaft.

Eingemeindungen im Zuge der Gemeindegebietsreform 2003 und die anhaltende Zuwanderung aus Berlin ließen die Einwohnerzahl der Gemeinde Wandlitz auf über 20.000 (2008) ansteigen. Direkt angrenzend an den Norden Berlins finden Einheimische und Zugewanderte aus Ost und West gleichermaßen eine Heimat und Gäste ein Refugium. Das nördliche Umland der Metropole Berlin scheint seine moderne Rolle gefunden zu haben – versöhnt mit seinen historischen Wurzeln in der Entwicklung im Zug der Zeit!

Die als Wanderausstellung konzipierte Präsentation wurde am 12. Dezember 2008 im Wandlitzer Rathaus eröffnet. Mit Beginn der neuen Museumssaison wird sie ab April 2009 im Agrarmuseum Wandlitz gezeigt.

www.agrarmuseum-wandlitz.de ■

Eröffnung des Museums der Havelländischen Malerkolonie

Stefanie Krentz

Anlässlich des Themenjahres „Metropole und Provinz – Provinz und Metropole“ von Kulturland Brandenburg wurde am 25. Juli 2008 das Museum der Havelländischen Malerkolonie in Ferch am Schwielowsee neu eröffnet. Fast 4.000 Kunstfreunde besuchten seither die Ausstellung.

Auf zwei Etagen präsentiert das Museum Havelländische Künstler, die im ausgehenden 19. Jahrhundert den Schwielowsee als reizvollen Gegensatz zur Großstadt Berlin für ihr künstlerisches Schaffen entdeckten. Sie verlegten ihre Arbeits- und Wohnorte temporär in das märkische Umland und studierten die Natur aus

unmittelbarer Nahsicht. Die Erschließung des Berliner Umlandes durch Bahn und Schifffahrt förderte den regen Austausch zwischen der wachsenden Metropole Berlin und seiner Peripherie. Etwa 40 bildende Künstler haben rund um den Schwielowsee in den Dörfern Ferch, Caputh, Geltow und Petzow gearbeitet.



Das Havelland, geprägt durch den Flusslauf der Havel, bot vor allem Landschaftsmalern ein reiches Sujet für ihre Arbeiten. Einige von ihnen, allen voran Karl Hagemeister (1848-1933) ließen sich am Schwielowsee dauerhaft nieder. Ihre gemeinsame Faszination galt der Malerei in der freien Natur. So waren es vor allem die einfachen Naturausschnitte, die sie immer wieder auf die Leinwand bannten: Der Wiesenweg in Ferch, die schilfigen Ufer des Schwielowsees und die alten Fischerhäuser.

Der Besucher erhält im Museum einen Einblick in das künstlerische Schaffen am Schwielowsee um 1900. Das Erdgeschoss zeigt eine Gemäldeausstellung und präsentiert exemplarisch zwei bis vier Arbeiten zu den Malern der ersten Künstlergeneration. Alle Werke entstanden am Schwielowsee und zeigen Natursichten zu verschiedenen Jahres- und Tageszeiten. Begleitende Bildbeschreibungen bilden eine inhaltliche Klammer zwischen Leben und Werk. Herausragend an der Zusammenführung ist, dass die Mehrzahl der Werke zum ersten Mal der Öffentlichkeit vorgestellt wird. So konnten für die Exposition vor allem private Leihgaben gewonnen werden, die durch die Sammlung des Trägerversands des Museums und weitere institutionelle Leihgaben Ergänzung fanden.

Im Obergeschoss wird die Gemäldeausstellung von einer Dokumentation zur Künstlerkolonie flankiert. Insbesondere die Wechselbeziehungen zwischen Berlin und seinem Umland stehen im Mittelpunkt. Historische Dokumente, wie Briefe und Fotografien zeigen die Stadt-Land-Beziehungen zwischen der Großstadt Berlin und dem Schwielowsee und werden in den Themenbereichen Ausbildung, Kunstmarkt, Künstlerhäuser und Gastwirtschaft vertieft. Fotografien aus den Unterrichtsstunden der Königlichen Akademie Berlin zeigen die Schüler Eugen Brachts (1842-1921) bei ihren Kompositionsübungen. Umbaupläne von Fercher Häusern spiegeln den Wunsch einiger Künstler nach dem Landleben wider. Eine Fotografie von der Gaststätte Herrmann in Baumgartenbrück zeigt das Lokal als beliebten Ausflugsort der Städter und die Eintragung von Theo



Museum im Kossätenhaus Ferch. Foto: Stefanie Krenz

von Brockhusen (1882-1919) in das Gästebuch „Drei Jahre verlebte ich hier die schönste Zeit, fand mehr als reine Schönheit -(Harmonie) der Natur [...]“ zeigt die enge Verbundenheit des Malers mit der havelländischen Natur. Zitate der Künstler über das Landleben werden Zitate zum Stadtleben von Georg Simmel (1858-1918), Soziologe, und August Endell (1871-1925), Architekt, gegenüber gestellt: Was ist Natur, was ist Landschaft? Wie setzten sich die havelländischen Maler mit den industriellen und gesellschaftlichen Veränderungsprozessen auseinander? Was waren ihre Motive für den Rückzug aufs Land?

Das Museum der Havelländischen Malerkolonie ist in einem historischen Kossätenhaus in der Fercher Ortsmitte eingerichtet. Das reetgedeckte Kossätenhaus, erbaut etwa in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, zählt zu den typischen Motiven der havelländischen Landschaft und war ebenfalls beliebtes Motiv der Landschaftsmaler. Im Laufe des 20. Jahrhunderts verschwanden diese Fachwerkbauten fast gänzlich aus dem Erscheinungsbild märkischer Dörfer. Das Museumshaus ist heute eines der letzten Fachwerkhäuser der Region und erinnert an die bescheidene Vergangenheit des Ortes als Fischerdorf. Aufgrund seiner ortsgeschichtlichen und städtebaulichen Bedeutung wurde das eingeschossige Bauwerk unter Denkmalschutz gestellt.

Während der letzten Jahre konnte das Kossätenhaus über öffentliche Fördergelder und Engagement der Gemeinde Schwielowsee behutsam saniert werden. Die baulichen Veränderungen und die Ausgestaltung der Innenräume dienen dabei nicht der Rekonstruktion seiner früheren Erscheinung. Vielmehr erfolgte die Sanierung in Materialität, Form und Ausführung nach gegenwärtigen Kriterien und integrierte neue museale Anforderungen hinsichtlich moderner Ausstellungs- und Sicherheitstechnik.

Zukünftig wird das Museum der Havelländischen Malerkolonie das Thema Künstlerkolonie und Künstlerlandschaft am Beispiel der Künstlerregion Schwielowsee weiter erforschen. So möchte sich das Museum als Vermittler kunst- und kulturwissenschaftlicher Erkenntnisse zur Havelländischen Malerkolonie positionieren und bestehende Lücken zu den Biografien und Werken der havelländischen Maler schließen. Die Podiumsdiskussion „Urbanisierung, Industrialisierung, Enttraditionalisierung: Künstlerkolonien als Flucht vor der Moderne?“ gab den Auftakt zur Eröffnung und lud führende Kunsthistoriker und Kulturwissenschaftler zur Diskussion. Ziel des Museums ist es, die Bedeutung der in Vergessenheit geratenen havelländischen Maler herauszustellen, ihre Nachlässe zu erfassen, zu sammeln, zu bewahren und zu präsentieren.



Auf europäischer Ebene haben sich die Künstlerkolonien zu dem Verband EuroArt unter Schirmherrschaft des Europäischen Parlaments und der Europäischen Kommission zusammengeschlossen und organisiert. Im Jahr 2008 wurde das

Museum der Havelländischen Malerkolonie als neues Mitglied in den Verband aufgenommen. EuroArt und sein wissenschaftlicher Ausschuss befürworten und unterstützen damit ausdrücklich das Engagement für das Museum.

Nähere Informationen unter:
www.havellaendische-malerkolonie.de



Ananas & Tafelwein aus Görlsdorf für das Adlon in Berlin – Erinnerungen an die Zukunft?

Prof. Dr. Dittmar Machule

Familiäre, freundschaftliche und berufliche Bindungen in Metropole und Region ziehen sich wie ein roter Faden durch den eigenen Lebensweg. Die jüngsten Entwicklungen meiner Geburtsstadt Luckau in der Niederlausitzer Provinz weckten Erinnerungen und machten neugierig. Berlin und seine Regionen leben voneinander und miteinander. Vielfältige Beziehungen zur Metropole sind typisch für Regionalgeschichte. Das Beispiel des Weinbaus im Südosten Berlins zeigt es.

Für Luckau werden Weingärten der Bürger erstmalig 1367 erwähnt. Der Weinbau war für Bauern und Bürger, Gutsherren und Klöster in der Niederlausitz über Jahrhunderte ein mehr oder weniger ertragreiches Geschäft. Über die letzten drei Generationen hin geriet die im 12./13. Jahrhundert von rheinländischen und fränkischen Einwanderern in die Wohngebiete der slawischen Völker mitgebrachte Kunst des Weinbaus nahezu völlig aus dem Blick. Wie ein Signal zum Aufbruch wirkten 150 Weinstöcke, die 2000 zur ersten Brandenburger Landesgartenschau in sonniger Süd- und Südwestlage auf dem Luckauer Schlossberg gepflanzt wurden. Sie erinnerten an eine vergessene Tradition in der Niederlausitzer Kulturlandschaft. Die meisten Luckauer lachten, als vor wenigen Jahren ihr Nachbar, Jürgen Rietze, mit dem biologischen Weinbau begann. Der Hobbywinzer hielt durch. Die Luckauer sind eines Besseren belehrt worden und auch stolz auf den Erfolg, denn nach dem dritten Standjahr lässt sich der Ertrag von

1.200 Rebstöcken auf heimischer Erde erstmals genießen. Der Klimawandel ermöglicht diese Renaissance.

Die Niederlausitz gehörte zu einem größeren Weinbaugebiet südöstlich von Berlin. Ich erinnere mich an die Erzählungen meines Vaters (1913-1983) über seine Jugendzeit in Crossen a. d. Oder (heute Krosno Odrzanskie), die er im Hause seines Vaters, Gastwirt Carl Machule (1868-1927), verbrachte. In seinem, nicht nur den Oderschiffen gut bekannten „Restaurant“ wurden vorzügliche Biere, Weine und Liköre angeboten. Crossener Wein trank man gern. Bei einem Besuch in seiner im zweiten Weltkrieg völlig zerstörten kleinen Vaterstadt im Jahr 1980 erinnerte mein Vater sich lebhaft an die Orte, wo der Wein angebaut, gekeltert und gelagert wurde. Offensichtlich gehörten gewaltige Weinfässer zum Spielalltag von Gastwirtskindern. Allerdings ist nicht mehr zu klären, welcher Wein darin transportiert wurde. Auch vom einst berühmten Weinberg beim Kloster Neuzelle, wo sich meine Eltern im Internat kennen lernten, war die Rede.

Vor knapp 100 Jahren waren die letzten Weintrauben der Niederlausitz gekeltert worden, nämlich die vom Weinberg in Krossen (a. d. Dahme), nordwestlich von Luckau gelegen. Als im Jahr 1913 der Besitzer des Gutes Krossen, Otto von Manteuffel, starb, ging der Weinbau auch dort zurück. Weinbauforscher Heinz-Dieter Krausch berichtet, dass die Trau-

ben nach dem ersten Weltkrieg noch als Tafelobst verbraucht und die Weinstöcke bis Mitte der 1930er Jahre durch Kirschbäume ersetzt wurden (Krausch 1969/70, 38). Der Tod des letzten Krossener Winzers, Ernst Knieschke, der die Weinstöcke bis 1926 betreute, wird allgemein als das Ende des Weinbaus in der Niederlausitz gesehen. Die Krossener Weinbaugeschichte ist typisch für die Niederlausitz.

Mein Großvater mütterlicherseits, der Obergärtner Heinrich Herrmann (1875-1962), wurde in Fürstlich Drehna geboren. Das Schloss und die vom Kohlentagebau noch nicht verschlungenen Teile seines Landschaftsparks wurden im Rahmen der IBA Fürst-Pückler-Land „vom Vergessen verschont“. Man kann heute wieder geführte Spaziergänge zum dortigen historischen Weinberg machen. Im Jahr 1919 siedelte der Großvater mit seiner Familie von Pichelsdorf – bei Berlin Spandau – nach Görlsdorf, einem kleinen Ort mit langer Geschichte, ca. sechs Kilometer südöstlich von Luckau gelegen. Bis 1935 leitete er die Gutsgärtnerei des ehemaligen Ritterguts Görlsdorf, pflegte den Schlosspark und war für die Bienen und für die Jagd zuständig. Danach lebte er in Luckau. Seine jüngste Tochter Gertrud, meine Mutter (1914-2001), wuchs dort in der Gärtnerei auf, aber auch im Schlosspark mit den Kindern des Gutsbesitzerehepaares Dr. Hans J. und Elisabeth Kehren. Die waren ab 1914 Besitzer der Rittergüter Görlsdorf, Frankendorf, Gar-



Historische Weinbaugebiete in der Niederlausitz, nach einer Vorlage von H.-D. Krausch. Quelle: Kohlschmidt, 2004, S. 32-33)

renchen und Wanninchen und bewohnten das (erst 1945 teilzerstörte) „Schloss“. Nach 1945 arbeitete der Großvater, entlohnt mit Naturalien, in den Gärten der Bauern rund um Luckau, verschnitt und veredelte deren Obstbäume und pflegte den Wein, der überall an den sonnigen Fassaden der Häuser rankte und die begehrten Früchte trug. So half er auch seinen Enkelkindern beim Überleben in den Nachkriegsjahren.

Von der Görlsdorfer Gutsgärtnerei erzählte meine Mutter oft. Die Gutsherrschaft war geschäftstüchtig und mit Wirtschaftskreisen in Berlin gut vernetzt. Die Gärtnerei, gelegen direkt neben dem Schlosspark, angrenzend an das heutige Milchgut, wurde vom Gutsverwalter, vom Obergärtner und vielen Gehilfen zu einem blühenden Unternehmen aufgebaut. Beraten wurde der Gutsherr von Friedrich Andreas Aereboe, der 1921 lehrbeauftragter Professor der landwirtschaftlichen Betriebslehre an der Eberhard-Karls-Universität Tübingen war. Die Gärtnerfamilie wohnte direkt neben den Gewächshäusern. Den Familienerzählungen nach, drehte sich Tag und Nacht alles um die zu damaliger Zeit hochmodern ausgerüsteten Glasgebäude. Kein Wunder, denn in ihnen wuchs neben allerhand heimischen und exoti-

schen Pflanzen Ananas und Tafelwein. Zu kälteren Jahreszeiten oder in Frostperioden wurden die Glashäuser von einer zentralen Heizungsanlage gewärmt. Die Pflege der kostbaren Gewächse und ihrer Früchte war sehr arbeitsintensiv und verlangte große Disziplin von den Gesellen. Sie muss sich zumindest in einigen Jahren gelohnt haben. Oder war es doch nur ein mutiges unternehmerisches Experiment eines Großgrundbesitzers in der Provinz?

Abnehmer für Ananas und Wein aus der Niederlausitz war das weltbekannte Hotel Adlon in Berlin. Leider sind keine Einzelheiten überliefert. Die Früchte wurden in großen, hinterher eingnähten Weidekörben vorsichtig verpackt, auf Pferdefuhrwerke geladen und zum Bahnhof transportiert, von wo aus sie mit der Bahn nach Berlin gelangten. Meine Mutter erinnerte sich, wie aufregend diese Aktionen für alle im Gut Görlsdorf waren. „Vater zog seinen besten Anzug an, begleitete und lieferte die kostbare Fracht höchstpersönlich im Adlon ab“.

Das ist alles vorbei. Anfang der 1980er Jahre waren noch Reste der Gewächshäuser und der Ort des zerstörten Gärtnerhauses erkennbar. Der einstige Schlosspark mit seinen Gewässern, den

die Görlsdorfer gern nutzten, rührte und erfreute nach Jahrzehnten die Gärtnerstochter. Die Gemeinde pflegte den schönen Park. Jetzt, beim Besuch am 8. Dezember 2008, bieten „Schloss“ und Park von Görlsdorf im Landschaftsschutzgebiet „Crinitz – Lausitzer Grenzwall“ ein Gegenbild zu Fürstlich Drehna. Von der Schlossgärtnerei findet sich keine Spur mehr. Das Verwalterhaus steht noch und wird bewohnt. Das von der Gemeinde vor der Privatisierung notdürftig gesicherte, lange ungenutzte Herrenhaus verfällt. Der Park ist nicht mehr begehbar. Die Natur hat ihn zurückerobert und von allem Besitz ergriffen. Das Herz blutet einem. Naturschützer und Ornithologen dürften sich



Drei der neun Kinder des Wirts, Otto, Fritz und Alfred, auf dem Weinfass. Foto: Machule priv. 1913



allerdings freuen. Die nach der deutschen Wiedervereinigung im Dorf errichteten hübschen Hinweisschilder „Zum Schlosspark“ haben ihren Sinn verloren.

Zuerst hatte der neue Eigentümer das Schild „Privat. Betreten verboten“ installiert. Görlsdorfer, die im umgebauten Schloss ihre Lehrlingszeit verbrachten und den überkommenen historischen Park durch Aneignung lieben lernten, erleben nun, was (vermutete) Spekulation auf Fürst-Pückler-Land-Synergien bedeutet. Aber krass sind die Gegensät-

ze. Direkt nebenan lebt blühend das Milchgut Görlsdorf. Täglich brechen Tanklastzüge nach Berlin auf. Das Kleinod „Schloss und Park Görlsdorf“ und – derzeit nur virtuell – die ehemalige Schlossgärtnerei, die mit Ananas und Wein einst Provinz und Metropole zusammenbrachte, liegen bis jetzt noch versteckt bei Luckau, am Rande des neuen Fürst-Pückler-Lands. Die Metropole ist der Provinz, die kaum noch provinziell ist, näher als jemals zuvor in der Geschichte. Ist vielleicht doch nicht alles vorbei?

Literatur:

Krausch, Heinz-Dieter: Der frühe Weinbau im Kreis Luckau, in: Luckauer Heimatkalender 1969/70, S. 35-43

Kohlschmidt, Arielle: Bauet Euch Weinberge! Geschichte des Weinbaus in der Niederlausitz, = Museum Schloss Lübben (Hg.), Kostbarkeiten Nr. 3, Lübben o. D. (2004)

Rietze, Ernst: Weinbau in Luckau, in: Luckauer Heimatkalender 2009, S. 52-55



Von 1939 bis 1942 war ich in Templin – Schulleben im Internat Joachimsthaler Gymnasium

Prof. Dr. Christian Farenholtz

Wieso Templin?

Ich hatte keine Ahnung, wo Templin liegt. Ich wohnte vergnügt und außerordentlich schulfaul in Magdeburg. Aber meine Eltern wussten von Templin. Und sie wussten, dass es dort ein humanistisches Gymnasium mit einem Internat gäbe. Sie beschlossen, mich für Templin zu begeistern – damit ich

dort von der besagten Fäulnis geheilt würde. In Berlin machten die Templiner gerade eine Schüleraufführung der „Antigone“ von Sophokles. Mit Mühe beschafften die Eltern Karten – das schien schwierig, denn Templin hatte eben einen guten Ruf auch in der Reichshauptstadt. Ich gestehe, dass ich nur halb begeistert war von dem

Erlebnis – ich merkte, dass die Geschichte mit einer Anmeldung in Templin enden würde. Es war Frühjahr 1939, ich war 16 Jahre alt.

Die Internats-Schule in Templin

Ich muss kurz die Struktur dieses Joachimsthalschen Gymnasiums erläutern:



Joachimsthaler Gymnasium Luftbild 2007. Foto Uwe Werner Templin



Da standen an drei Seiten eines schönen fast quadratischen Parkhofes sehr ansehnliche zweigeschossige Internatsgebäude, im Hintergrund mit einem Turm dekoriert der Schulbau. Das Ensemble steht, arg zerzaust und von 60 Jahren Nichtpflege gezeichnet, noch heute und beweist seine hohe technische und gestalterische Qualität. Wir nannten das Ganze den „Stall“.

Wie wir wohnten

Jedes der drei Gebäude beherbergte zwei Internatseinheiten für jeweils 25 Jungs verschiedenen Alters, Wohnungen für Lehrer und die „Hausdamen“, die für den guten „Stil“ sorgten. Einer von den älteren „Alumnen“ war als „Famulus“ Chef der ausgefeilten Schüler selbstverwaltung. Im Erdgeschoss lagen die Speiseräume, wo wir geatzt wurden, dann ein kleinerer Raum – in meinem „Alumnat“ Hausbibliothek, Klavier, ein bisschen Gemütlichkeit. Im Obergeschoss gab es unterschiedlich große Tagesräume – die Arbeitssäle. Jeder von uns hatte neben einem spindartigen Schrank einen Sekretär mit Arbeitsplatte, im oberen Teil meist Bücher und Schulkram, im unteren Wäsche und solche Sachen. Im Dachgeschoss lagen vier, durch halbhohe Wände getrennte Schlafsäle – tagsüber verschlossen –, Waschräume, ein Schuhputzraum und ein Boden für die Koffer und sonstigen Kram.

Unser Tageslauf

Der Tagesablauf war klar geregelt: nach dem Wecken „Frühspurt“ – im Winter auf den Fluren, im Sommer mit Dauerlauf im Schulgelände. Frühstück, zwei Stunden Schule, Frühstückspause, vier weitere Schulstunden, gemeinsames Mittagessen, Freizeit – da ging man also in die Stadt, zum Frisör oder ruderte auf dem Templiner See – Hobby war angesagt. Von 5:00 bis 7:00 Uhr nachmittags stringent einzuhaltende Arbeitsstunden. Abendbrot – und wiederum Freizeit bis man um zehn Uhr, die jüngeren früher, ins Bett kroch. Das System beruhte – das habe ich aber erst später gelernt – auf der Idee des Pädagogen August Nebe, der von 1909 bis 1921 „rektor Joachimicus“ war. Die Schule (Gründung 1607!) hatte, nach mehreren Orts- und



Der große Innenhof – 1914, zwei Jahre nach der Fertigstellung. Postkarten 1914

Lagewechseln, zuletzt 1880 in Berlin-Wilmersdorf (heute Bundesallee) einen Neubau erhalten. Die stürmisch wachsende Großstadt aber ließ diesen Standort bereits nach 25 Jahren für eine Internatsschule ungeeignet werden. Darum entstand nach Nebes höchst fortschrittlichem Konzept 1912 der Bau in Templin.

Fritz Bräuning – der Architekt des Ganzen

Eine erstaunliche Architekten-Leistung ist dieser Bau in Templin. Er ist höchst funktional und im besten Sinne klassisch zeitlos. Man denkt an Riemerschmid und Tessenow in Dresden, an die Margarethenhöhe in Essen. Architekt war der Regierungsbaumeister Fritz Bräuning (1879-1950), später leitender Baubeamter im Bezirk Tempelhof. 1933 wurde er abgesetzt – er hatte eine jüdische Frau. Nach 1945 war er noch einige Zeit Leiter des Planungsamtes Tempelhof. Man darf annehmen, dass die Zusammenarbeit des Architekten Bräuning mit dem Pädagogen Nebe, dass der geistige Austausch zwischen diesen beiden bedeutenden Männern für das Konzept der Schule außerordentlich befruchtend war. Nach meiner Meinung ist die baukünstlerische Leistung Bräunings viel zu wenig bekannt, zu wenig gewürdigt.

Was war Templin für uns, für mich?

Die Lage von Templin war dreifach begeisternd.

1. Die Stadt bot alles, was man braucht. Man konnte Klamotten kaufen, es gab den Uckermärker Hof – wichtig, wenn etwa Eltern die Söhne besuchten. Es gab ein Kino, einen Sportplatz, den Frisör, die Eisdielen. Für mich als stets neugierige Leserratte war die Buchhandlung Kortess am Markt sehr wichtig.

2. Templin hat eine wunderschöne Umgebung. Die ganze Mecklenburgische Seenplatte, die Müritz, Wasser letztlich bis Berlin waren für Paddler oder Ruderer heimischer Tummelplatz. Die Uckermark, ihre Wälder, die Schorfheide. In den Wäldern Pilze suchen, Luft schnappen, Wandern, Radfahren – alles war möglich. Am Templiner See habe ich beim Paddeln zum ersten (und bisher letzten) Mal einen Eisvogel gesehen.

3. Von Templin aus war die „Reichshauptstadt“ höchst einfach zu erreichen: Einmal Umsteigen und man war mit der S-Bahn überall in der Stadt. Ich habe sie mir damals von Templin aus erobert: Freunde wohnten dort, Verwandtschaft, die ältere Schwester. Und die Theater! Immer noch sehe ich Horst Caspar mit pathetischen Schritten schillernd die Bühne des Schillertheaters queren, sehe Gründgens und Matthias Wiemann im Deutschen Schauspielhaus im „Alexander“ des Nazipoeten Hans Baumann. Berlin gehörte zu Templin – heute dreht man es auch um und sagt Templin gehöre zu Berlin – es bestehen reich machende Wechselbeziehungen in dieser traditionsreichen Region.

Die Schule und die Stadt

Wie war es mit der strukturellen, der kulturellen Wirkung der Schule auf das sogenannte geistige Leben der Stadt – große Kultur, aber auch Heimat- und Lokalgeschichte? Ich bin sicher, dass durch stadt-öffentliche Veranstaltungen des Stalles – Musik, Aufführungen, Vorträge – dass durch besondere Aktivitäten der Lehrer die Templiner ein für die kleine Stadt durchaus unüblich vielfältiges Angebot fanden. Bei uns, den Stal-lanern, ergaben sich besonders in der



Gymnasium 2007 Glockenturm. Foto: Uwe Werner

freien Zeit, gelegentlich sicher auch beim sogenannten „Jungvolk“, Anknüpfungspunkte mit den „Städtern“. So wuchs durch den Stall hier eine ungewöhnlich reiche Atmosphäre – fruchtbarer Austausch. Der Stall war eine gute Schule, für uns und für Templin.

**Wichtige Frage zum Schluss:
Wie war das mit den Nazis?**

An der ja christlichen Internatsschule versuchten der Direktor und die meisten

Lehrer eine relativ unpolitische Grundhaltung durchzustehen. Die Schülerschaft war gespalten. Viele aus meiner Klasse – inzwischen waren wir Primaner geworden – hatten sich, eher aus Familientradition, weniger aus politischen Gründen, freiwillig als Berufsoffiziers-Anwärter zum Kriegsdienst gemeldet. Das Abitur wurde ihnen „nachgeschmissen“. Als ich 1942 ein reguläres Abitur machte, war beinahe die Hälfte meiner Klassenkameraden bereits bei der sogenannten „Frontbewährung“ gefallen. Wir

waren nur acht oder zehn, die für die normalen Abi-Prüfungen zurückgeblieben waren. Die meisten der aus dem Landadel Kommenden waren also konservativ anti-nazistisch, die andern waren weniger oder auch mehr engagiert. Ob es außerhalb der Schule in Templin lauten Nazismus gab, weiss ich nicht. Von einer Vertreibung von Templiner Juden habe zumindest ich nichts erfahren. Verdrängung? Partielle Blindheit?

Und jetzt???

Nach der Wende habe ich mit meinem Team eine Zeitlang als Stadtplaner für Templin gearbeitet. Wir kamen aber mit dem Rat und dem Bürgermeister letztlich nicht auf einen Nenner. Wir haben das bedauert... Ich wünsche dem traditionsreichen und schönen Templin, dass der traditionsreiche „Stall“ eine für die Stadt, für den Kreis, für die Region, für Berlin positive Nutzung findet. Neue Chancen bietet jetzt die „Finanzkrise“ – da könnte ja die Bundeskanzlerin, aus Templin stammend, beispielhaft zugleich in „Bau“ und „Bildung“ investieren lassen!



Rüstungswirtschaft und Zwangsarbeit in Fürstenberg (Oder) – Sonderausstellung im Städtischen Museum Eisenhüttenstadt

Barbara Schulz, Axel Drieschner

Mitte der dreißiger Jahre begann das NS-Regime die deutsche Wirtschaft für die geplanten Angriffskriege zu mobilisieren. Überall im Reich wurden beschleunigt neue Kapazitäten für die Kriegsrüstung aufgebaut. Auch die Provinz Brandenburg sollte zu einer Rüstungsschmiede umgestaltet werden. Einen besonders markanten Schauplatz dieser Entwicklung bildete hier Fürstenberg (Oder), das sich gleichsam über Nacht von einer wirtschaftlich stag-

nierenden Provinzstadt zum Produktionsstandort von Großkonzernen wandelte. Dieser Prozess, der sich ab 1940 unter dem massiven Einsatz von Zwangsarbeitern vollzog, wurde im Kulturland-Jahr 2008 von einer Sonderausstellung in Eisenhüttenstadt beleuchtet.

Schon zu Beginn des 19. Jahrhunderts hatten die Stadtoberen versucht, große Wirtschaftsbetriebe zur Ansiedlung in Fürstenberg (Oder) zu bewegen. Dabei

konnte man auf die Lage an wichtigen Wasserstraßen und die nahezu unbegrenzte Verfügbarkeit von Industriegelände verweisen. Die große Entfernung von der Metropole Berlin und das begrenzte Quantum an Arbeitskräften ließen die Gegend für die Großindustrie jedoch als wenig attraktiv erscheinen. Erst unter den gewandelten Rahmenbedingungen im „Dritten Reich“ änderte sich dies. Die nationalsozialistische Rüstungspolitik richtete den Fokus vom



Zentrum auf die Peripherie. Die Bal- lungszonen sollten durch die Verlage- rung von Industriebetrieben entlastet, die ländlichen Regionen mit ihren uner- schlossenen Ressourcen stärker mobili- siert werden. Umgesetzt wurde diese militärstrategisch und „völkisch“ moti- vierte Politik vom neu geschaffenen Apparat der Raumordnung und Landes- planung.

So wurde Ende 1936 Fürstenberg (Oder) als Standort eines Buna-Werks des IG Farben-Konzerns auserkoren. Das Tak- tieren des Chemie-Giganten brachte das Vorhaben zwar zum Scheitern, doch schon bald kamen andere Planungen zur Realisierung. Sie sollten die Klein- stadt in kürzester Zeit zu einem expan- siven Wirtschaftsstandort mit regionaler Zentrumsfunktion werden lassen. Es waren vor allem drei Konzerne, die das Geschehen in Fürstenberg während der Kriegsjahre bestimmten. Den Anfang machte die aufstrebende Deutsche Gold- und Silberscheideanstalt, besser bekannt unter dem Kürzel DEGUSSA. Sie be- gann im Frühjahr 1940 mit dem Bau eines Chemischen Zentralwerks in Für-

stenberg, wo zahlreiche der geogra- phisch verstreuten Produktionslinien des Unternehmens gebündelt werden soll- ten. Mit einer Investition von über 40 Mio. Reichsmark bildete das Projekt das bis dahin ehrgeizigste Bauvorhaben des Konzerns. Produziert werden sollten im neuen Werk unter anderem Vorprodukte für die Sprengstoff- und Kunststoffpro- duktion. Bis zur deutschen Kapitulation blieb es eine Großbaustelle, lediglich die Erzeugung von Formaldehyd konnte Ende 1943 aufgenommen werden. Da deutsches Baupersonal kaum verfügbar war, bediente man sich der Arbeitskraft Hunderter ausländischer Zivilisten und Kriegsgefangener. Hierunter befanden sich auch 200 polnische Juden, die Anfang 1942 aus dem Ghetto Lodz nach Fürstenberg deportiert wurden; 20 von ihnen kamen auf der DEGUSSA-Bau- stelle binnen weniger Monate ums Le- ben, vermutlich infolge Nahrungsentzugs und Entkräftung. Auch für die anderen Gruppen von Fremdarbeitern sind Miss- handlungen dokumentiert.

Der zweite maßgebliche Großinvestor in Fürstenberg (Oder) war die Märkische

Elektrizitätswerk A.G., kurz MEW. Der Landesversorger befand sich damals ausschließlich in öffentlicher Hand, und zwar überwiegend in Provinzialbesitz. 1940 begann das MEW mit dem Auf- schluss eines Braunkohlevorkommens zwischen Fürstenberg und dem benach- barten Dorf Vogelsang. Um den Brenn- stoff direkt vor Ort verstromen zu kön- nen, errichtete es ab 1943 am Westufer der Oder ein Großkraftwerk. Mit über 1.000 Personen verfügte das Unterne- men in Fürstenberg nun über das größ- te Einzelkontingent von Zwangsarbei- tern. Das als kriegswichtig eingestufte Kraftwerk Vogelsang sollte über das Fernleitungsnetz vor allem die Rüstungs- industrie beliefern. Das Projekt gehörte zum sogenannten Wärmekraft-Sofort- programm des Generalinspektors für Wasser und Energie, einer von Albert Speer in Personalunion mit dem Rüs- tungsministerium geführten Reichsstel- le. Dessen Neubauprogramm sah den beschleunigten Aufbau einer ganzen Serie typengleicher Einheitskraftwerke vor, die unter den Bedingungen des To- talen Kriegs überwiegend im Osten des Reichs entstehen sollten.



Ruine des 1943-45 am Westufer der Oder errichteten Kraftwerks Vogelsang. Foto: Bernd Geller



Freilichtausstellung auf dem Gelände der Kraftwerksruine in Eisenhüttenstadt.
Foto: Bernd Geller

Auch auf der Kraftwerksbaustelle waren es polnische Juden aus dem Ghetto Lodz, welche die ersten Arbeiten verrichten mussten. Im Spätsommer 1943 wurden die rund dreihundert Männer abgezogen und nach Auschwitz transportiert, danach kamen beim Kraftwerk Vogelsang vor allem sowjetische Kriegsgefangene zum Einsatz. Bis zu 700 Rotarmisten hatten dort unter menschenunwürdigen Verhältnissen Schwerstarbeit zu leisten. Sie wurden von der Wehrmacht aus dem Kriegsgefangenen-Stammlager STALAG III B bereitgestellt, das sich seit Ende 1939 ebenfalls in Fürstenberg befand und seinerseits mit mehreren Tausend Männern belegt war. Das Stalag III B war eines von insgesamt drei zentralen Aufnahme- und Verteilungslagern für Kriegsgefangene in der Provinz Brandenburg; von 1941 bis 1945 starben in ihm über 4.000 Rotarmisten infolge systematischer Unterversorgung (zu diesem Lager präsentierte das Städtische Museum Eisenhüttenstadt im Rahmen von Kulturland Brandenburg bereits 2003 eine Sonderausstellung und anschließend eine Buchpublikation).

Neben den Baustellen der DEGUSSA und des MEW entwickelte sich im letzten Kriegsjahr noch ein dritter Schwerpunkt des Einsatzes von Zwangsarbeitern in Fürstenberg. Der Rüstungskonzern Rheinmetall-Borsig, dessen Stammwerk in Berlin-Tegel durch Bombenangriffe zerstört worden war, verlagerte damals einen Teil seiner Produktion an die Grenzen Fürstenbergs. Im Herbst 1944 lief dort die Fertigung von Maschinen-

kanonen an. Zu den Beschäftigten zählten vor allem italienische Militärinternierte und weibliche KZ-Häftlinge. Letztere waren in einem KZ-Außenlager untergebracht, das sich unmittelbar an einer der Hauptzufahrtsstraßen von Fürstenberg befand.

Anfang Februar 1945 stieß die Rote Armee nach Fürstenberg vor, das sie bei ihrer Großoffensive sechs Wochen später eroberte. Unter sowjetischer Verwaltung erfolgte die Demontage der gerade erst aufgebauten Produktionsanlagen. Als Kriegsreparaturen wurden sie in die UdSSR verbracht, die leeren Fabrikgebäude sprengte man. Nur der Kraftwerkskomplex mit seinen beiden einhundert Meter hohen Kaminen blieb zurück. Bis heute überragen sie als unübersehbare Landmarke die Oderniederung bei Eisenhüttenstadt. Lange Zeit als industrielle Altlast bewertet und vom Abriss bedroht, wuchs in den letzten Jahren das Bewusstsein für den historischen Zeugniswert des Kraftwerks Vogelssang. Das Städtische Museum Eisenhüttenstadt nahm dies zum Anlass,



Ausstellungsteil im Städtischen Museum Eisenhüttenstadt. Foto: Bernd Geller

um in Kooperation mit der Diakonie Niederlausitz das abgesperrte und unter Naturschutz stehende Ruinengelände als Ausstellungsstandort zugänglich zu machen. Das Land Brandenburg unterstützte die Durchführung dieses nicht ganz alltäglichen Vorhabens auch in seiner Rolle als Grundstückseigentümer. Viele Besucher, neben Einheimischen vor allem Fahrradtouristen, nutzten die Gelegenheit, um sich anhand von Schautafeln und Führungen über die Entstehungshintergründe der Anlage zu informieren. So konnte der Blick der Öffentlichkeit auf ein lange Zeit verdrängtes Kapitel der lokalen NS-Vergangenheit gelenkt werden. Denn ab 1950 wurde die Aufmerksamkeit fast ausschließlich auf das neu errichtete Eisenhüttenkombinat Ost und seine Wohnstadt gelenkt, welche 1961 unter Eingemeindung Fürstenbergs den Namen Eisenhüttenstadt erhielt.

Außer dem Ausstellungsteil am Fuße des Kraftwerks umfasste die Schau eine zweite Station in den Räumen des Städtischen Museums. Dort wurden Original-Exponate gezeigt und das Thema Rüstungswirtschaft und Zwangsarbeit breiter aufgefächert. Eine in der Publikationsreihe des Museums in Kürze erscheinende Publikation wird die Forschungsergebnisse des Projekts auch längerfristig zugänglich machen. Vielleicht gelingt es damit, die Thematik über die Oder-Region hinaus etwas stärker ins Blickfeld zu rücken. Denn während viele Bundesländer in den letzten Jahren mit öffentlichkeitswirksamen Ausstellungen und gedruckten Überblickswerken zu dieser Materie aufwarteten, präsentierte Brandenburg bislang noch keine landesgeschichtliche Übersicht zu seiner Vergangenheit als Rüstungsschwerpunkt und Einsatzgebiet Hunderttausender Zwangsarbeiter.

Die Ausstellung entstand unter der Projektleitung von Hartmut Preuß, Leiter des Städtischen Museums und Kulturreferent in Eisenhüttenstadt. Die Konzeption, wissenschaftliche Umsetzung und Ausstellungsarchitektur besorgten Barbara Schulz und Axel Drieschner / Büro für Zeitgeschichte und Denkmalpflege, Berlin.

www.museum-eisenhuettenstadt.de ■



3. Provinz und Metropole im Perspektiven- wechsel 2008

3.1. Ökonomische und funktionale Gesichtspunkte



Halle 10 Medienzentrums TFH Wildau. Architekten: Anderhalten Berlin. Foto: Ruth Klawun

Metropole und Region in ergänzender Stärke¹

Frank Segebade



Cover Begleitbuch Kulturland Brandenburg 2008: Stoffwechsel – Brandenburg und Berlin in Bewegung

Im August 2006 haben der Senat von Berlin und die Landesregierung Brandenburg das Leitbild „Hauptstadtregion Berlin-Brandenburg“ beschlossen. Das Leitbild ist auf Grundlage eines intensiven, auch öffentlichen Diskussionsprozesses entstanden, der durch die Gemeinsame Landesplanungsabteilung koordiniert wurde. Mit dem Leitbild haben die beiden Länder zum ersten Mal eine gemeinsame Perspektive für die Entwicklung der Metropolregion formuliert. Sie verständigten sich auf gemeinsame Ziele, benannten die wichtigsten Stärken und Potenziale der Region und legten Maßnahmen zur Umsetzung fest. Das Leitbild will ein Rahmen sein, der Orientierung sowohl für Politik und Verwaltung, als auch für Wirtschaft, Wissenschaft und nicht zuletzt den Bürgerinnen und Bürgern anbietet. Ein erster Bericht über die Umsetzung des Leitbildes ist im Dezember 2007 vorgelegt worden.

Der Kernsatz des Leitbildes ist kurz. Er lautet: „Wir ergänzen uns“. Was zunächst

nicht viel mehr als eine schlichte Tatsachenfeststellung zu sein scheint, transportiert in Wirklichkeit die wichtigste Erkenntnis aus der Entwicklung der ersten 15 Jahre nach der Wende: Berlin und Brandenburg gehören zusammen. In idealer Weise verbinden sich hier die Besonderheiten der Metropole mit der kleinteiligen Struktur eines überwiegend dünn besiedelten Flächenlandes. Die grundlegenden Wirkungszusammenhänge von Metropolregionen – das Symbiotische ihrer Funktionen, die sich ergänzenden Stärken – können hier besonders gut zur Geltung kommen.

Dieses Verständnis war lange Zeit nicht vorhanden. Das Verhältnis der beiden Länder zueinander war von gegenseitiger Konkurrenz geprägt: Entstehen die neuen Einfamilienhausgebiete nur im Umland von Berlin? Wo siedeln sich neue Unternehmen an? Wo entstehen attraktive Arbeits- und Ausbildungszentren für Wissenschaftler und Studierende? Berlin und Brandenburg haben hier an vielen Stellen Gewinner-Verlierer-Diskussionen geführt, die für den Gesamttraum wenig gebracht und letztlich auch mit zum Scheitern der Volksabstimmung über die Fusion der beiden Länder im Jahr 1996 beigetragen haben.

Heute wissen es Berlin und Brandenburg besser: Die Konkurrenz sitzt nicht auf der anderen Seite der Stadtgrenze, sondern in den Regionen um Dresden und Leipzig und in der Metropolregion Hamburg, in London und Mailand und zunehmend wohl auch in Singapur und Seoul. Die Konkurrenz der Standorte findet auf nationaler, auf europäischer und auf globaler Ebene statt. Das Stahlwerk in Eisenhüttenstadt wird von einem indisch dominierten Konzern betrieben, die Wissenschaftler am Potsdamer Institut für Klimafolgenforschung sind weltweit vernetzt.

Die Länder haben gelernt, dass sie „größer“ denken müssen, wenn sie Anschluss halten wollen im Wettbewerb um die besten Köpfe, die besten Ideen und die besten Arbeits- und Lebensbedingungen. Eine Metropole ohne Region ist ein Rumpfgelände, dem ganz wesentliche Entwicklungsfunktionen fehlen. Das eingemauerte Westberlin konnte auch aus diesem Grund niemals eine echte Metropole werden.

Metropolen und ihre Regionen verfügen über jeweils ganz spezifische Stärken, die sie in die gemeinsame Entwicklungspartnerschaft einbringen können. Für Metropolen sind dies typischerweise die zentralen Funktionen von Regierungen und Unternehmen, die Konzentration auf Innovation und Wettbewerb, die Bedeutung von Erreichbarkeit und Medien sowie die Wirkung von (nationalen) Symbolen. Die Qualitäten, die die Regionen in die Partnerschaft einbringen, sind in der Regel die Differenziertheit der Siedlungsstruktur, die unzerschnittenen Freiräume, geeignete Flächen für Industrie, Verkehr und Logistik, Kulturlandschaften mit historischer Bedeutung und großem Identifikationspotenzial für die Bewohner, Flächen für Land- und Forstwirtschaft sowie die hohe Qualität der Umwelt.

Diese Zuordnungen sind so schematisch sicher nicht in Gänze zutreffend. Auch Metropolen verfügen über sehr gute Flächenpotenziale, auch in den Regionen findet Wissenschaft und Forschung statt, arbeiten hoch produktive und innovative Unternehmen. Dennoch: Gemessen an den Herausforderungen der nationalen und internationalen Konkurrenz der Standorte können Metropole und Region vor allem dann ihre ganze Leistungskraft entfalten, wenn sie ihre ergänzenden Stärken gemeinsam zur Geltung bringen. Metropole und Region sind – bezogen auf ihre Funktionen und

¹ Erstveröffentlichung in: Stoffwechsel – Brandenburg und Berlin in Bewegung. Hg. Kulturland Brandenburg e. V., Potsdam 2008, S.174 ff



Potenziale – komplementär, sie funktionieren wie Schlüssel und Schloss.

Auf die beiden Länder Berlin und Brandenburg trifft diese Komplementarität ganz besonders zu. Die Nachkriegsgeschichte hat die spezifischen Stärken von Metropole und Region hier in seltener Deutlichkeit ausgeprägt. Das mit dem Leitbild formulierte Konzept des „Stärken stärken“ bedeutet insofern auch, die spezifischen Stärken von Berlin und Brandenburg zu betonen. Darin liegt auch eine Absage an die Befürchtung, der ländliche Raum solle abgehängt, die Entwicklung Brandenburgs nur noch im Umland von Berlin stattfinden. Im Gegenteil, liegen doch in der Erschließung neuer Wirtschaftsfelder wie dem Tourismus, der Nutzung nachwachsender Rohstoffe und dem Ausbau erneuerbarer Energien gerade im dünner

besiedelten Raum erhebliche Entwicklungspotenziale. Und nicht zufällig befinden sich zehn der fünfzehn Regionalen Wachstumskerne des Landes Brandenburg nicht im Berliner Umland, sondern in Berlin fernen Regionen.

Die Chancen der Komplementarität von Metropole und Region sollten auch in der Vermarktung des Kulturstandortes Berlin-Brandenburg stärker genutzt werden. Die beiden Länder verfügen über ein besonders breites kulturelles Angebot und eine beeindruckende Vielfalt kultureller Milieus. Dieser Reichtum macht die Hauptstadtregion weltweit attraktiv.

Mit diesem Pfund können die Länder wuchern. Museumsinsel und Rheinsberger Schloss sind keine Gegensätze, sondern sich ergänzende Angebote, ebenso wie die Hackeschen Höfe und der Markt-

platz von Luckau oder das Spreeufer im Regierungsviertel und die Naturlandschaft im Oderbruch. Die Hauptstadtregion verfügt über ein großartiges kulturelles Erbe, vielfältige Landschafts- und Kulturräume, wunderschöne Städte und Dörfer, Schlösser, Gärten und Alleen. Dazu kommt eine kreative und innovative Kunst- und Kulturszene, die beileibe nicht nur in der Metropole aktiv ist, sondern ebenso in der brandenburgischen „Provinz“, wie die Kulturlandkampagne 2008 erneut deutlich gemacht hat.

Metropole und Region in ergänzender Stärke: gerade durch die Bewahrung, Pflege und kreative Ausweitung des kulturellen Angebots kann die Richtigkeit dieses Satzes nachdrücklich unter Beweis gestellt werden.



„Provinz ist kein Ort ...“

Prof. Axel Busch

Wer nach Luckenwalde fährt, kommt in eine Stadt des Umbruchs: Ein Bahnhof, der zur Bibliothek umgebaut wurde, sanierte Altbauten, modernisierte Plattenbauten, ehemalige Industrieflächen, die inzwischen anders genutzt werden, neue Industrien wie Automotive, Biotechnologie und Nanotechnologie, ein Solarkraftwerk in der Planung auf Flächen einer ehemaligen Schweinemästerei, ein neuer Park im Herzen der Stadt, eine Lesung von Cees Noteboom in der Kunsthalle – aber auch anhaltender Leerstand, Kahlschläge des Stadtumbaus und weiter bestehende Industriebrachen als offene Wunden in der Stadt.

Hier spiegelt sich wider, was in der Region passiert: Ein Wandel, der sowohl den Initiativen aus der Stadt heraus unter Nutzung der eigenen Möglichkeiten als auch dem Einsatz externer Akteure zu verdanken ist. Ein Wandel, der neue Identitäten schafft mit Vernetzungen und

Bedeutungen weit über die Stadt und die Region hinaus. Die Region, das ist Berlin-Brandenburg. „Metropole“ und „Provinz“, so hieß es früher. Sind diese Begriffe noch gerechtfertigt? Was beinhalten sie? Was haben sie noch mit der Wirklichkeit zu tun?

Diesen Fragen stellte sich der Verein Kulturland Brandenburg mit seinem Jahresthema 2008: „Provinz und Metropole – Metropole und Provinz“. Die Stadt Luckenwalde hatte den Mut, das Thema zum Gegenstand einer öffentlichen Fachtagung zu machen, die am 18.10.2008 in



Anbau Kinderbibliothek im Bahnhof Luckenwalde. Architekten: Arge WFF Berlin.

Foto: Topos Berlin



Podium Fachtagung Luckenwalde. Foto: Topos Berlin

der Bibliothek im Bahnhof Luckenwalde stattfand.

Unter dem verwegenen Titel „Provinz macht Metropole“ und der umsichtigen Moderation von Prof. Rudolf Schäfer, TU Berlin, referierten und diskutierten Fachleute unterschiedlicher Praxisfelder vor einem gespannt folgenden Auditorium über die Bedeutung von „Provinz“ und „Metropole“ heute, das Verhältnis von Zentrum und Peripherie, die damit verbundenen Herausforderungen und über die Orientierungen Luckenwaldes zur Stärkung der Stadt als Zentralort im Berliner Umland.

Elisabeth Herzog von der Heide, Bürgermeisterin der Stadt Luckenwalde, berichtete über die Aktivitäten der Stadt, sich unter völlig veränderten Bedingungen neu zu definieren, Profil zu entwickeln und sich im regionalen Kontext neu zu positionieren. Ein Rückblick auf die Geschichte der Industrialisierung und Urbanisierung in Berlin-Brandenburg, durch Dr. Detlef Briesen, Universität Siegen, gab hierzu eine informative Ergänzung. Über die herausragenden Ergebnisse des neuen Bauens in Luckenwalde zwischen 1918 und 1933 referierte Dr. Thomas Drachenberg, Landesdenkmalamt Brandenburg. Professor Ulf Matthiesen, Humboldt Universität zu Berlin, erläuterte die komplexen Zusammenhänge im Spannungsfeld zwischen Provinz und Metropole und die Chancen der unterschiedlichen Räume, aus ihren jeweiligen „Eigenlogiken“ heraus Stärken zu entwickeln. Ein herzhaftes Plädoyer für die Qualitäten des Lebens und Arbeitens am Rand der Region kam von Sewan Latchinian, Intendant der NEUEN

BÜHNE Senftenberg: „Provinz ist kein Ort. Es gibt sie nur dort, wo man sie zulässt.“ Susanne Hauser, Professorin an der UdK Berlin, beleuchtete schließlich den Wandel des Vorstellungsbildes der Region als Raum, der durch neue Netzwerke, Zentralitäten und Erfahrungen bestimmt wird.

In der Podiumsdiskussion zum Thema „Geteilte Region?“ kamen neben Detlef Briesen und Ulf Matthiesen auch Dr. Frank Reichel, Gemeinsame Landesplanung Berlin-Brandenburg, Uwe Rada, Journalist und Redakteur bei der TAZ, und Ludwig Krause, Stadtplaner in Berlin, mit ihren Erfahrungen zu Wort.

Fazit: Die Region als gemeinsamer Lebensraum steht nicht in Frage, „Provinz“ und „Metropole“ haben ihre Bedeutung verloren und – was zu tun ist – die Entwicklung von Impulsen aus den „Eigenlogiken“ der jeweiligen Standorte heraus.

Die kreativen Spielräume der „Peripherie“¹

Karl-Heinz Schweltnus

Gestaltungsräume für kreatives Handeln im öffentlichen Raum finden Sie immer dort, wo der Ordnungsrahmen von Politik und Verwaltung diese nicht ausreichend ausfüllen. Sei es, dass die Peripherie wirklich weit entfernt ist. Die Russen haben dafür eine Redewendung: Der Zar ist fern. Oder die Peripherie steht nicht so unter dem Fokus von Politik und Verwaltungshandeln wie es erforderlich wäre, um eine kontinuierliche Entwicklung auch in den Randgebieten des kleinen Landes Brandenburg zu sichern.

Ich meine, zwischen Potsdam und der Uckermark, aus der ich komme, bestehen keine räumlichen Verhältnisse dergestalt, dass sie den russischen entsprechen würden. Kreativ in dieser

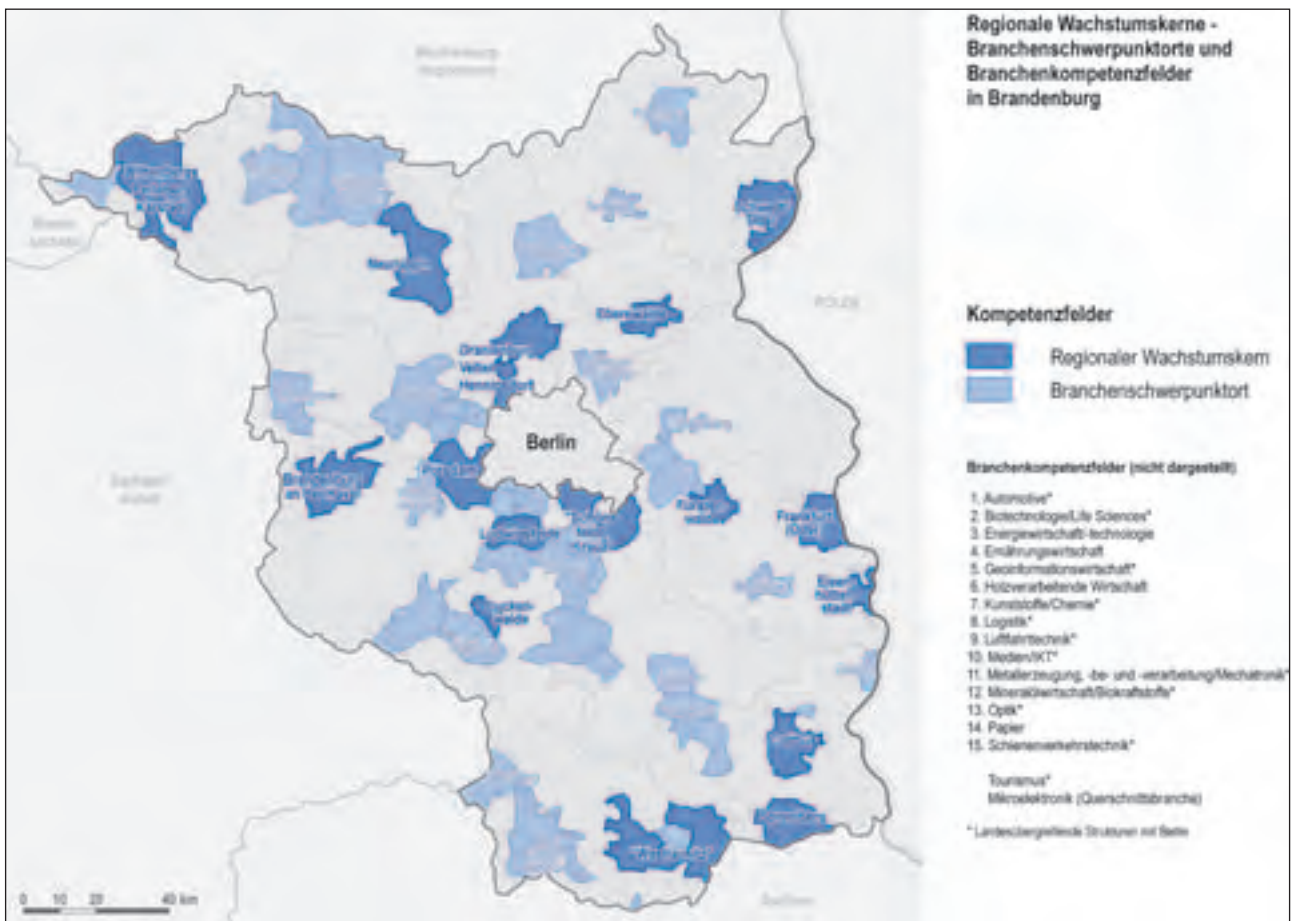
Situation zu sein, heißt für mich nicht warten, nicht beklagen, sondern die Freiräume, die aus den unterschiedlichsten Ursachen entstanden sind, durch eigenes aktives Handeln füllen. Spielräume, Spielen assoziiert Leichtigkeit, Nicht-ernsthaftigkeit. Wenn Kinder spielen, dann tun sie etwas mit Ernsthaftigkeit, Hingabe und viel Kreativität. Sie gestalten etwas aus eigenem Antrieb und meist sind sie dabei allein auf sich gestellt. Bei den Erwachsenen ist davon einiges verloren gegangen. Wenn etwas nicht so recht klappt, wird es bedauert, beklagt, andere werden verantwortlich gemacht, es wird schwadroniert, sich echauffiert, aber selten etwas selbst getan oder durch aktives Zutun zur Veränderung beigetragen.

Auf der einen Seite arbeite ich in einem Großbetrieb. Das ist nicht Peripherie,

das ist Zentrum. Auf der anderen Seite habe ich die Region um die Raffinerie und das ist schon die Peripherie in Brandenburg. Die Arbeitslosigkeit und die wirtschaftliche Entwicklung stehen in unmittelbarem Zusammenhang. Im Nordosten Brandenburgs ist die Arbeitslosigkeit groß, Fachkräfte wandern ab, die wirtschaftliche Entwicklung stagniert. Unsere Bemühungen, den wirtschaftlichen Verflechtungsraum über die Grenze, gemeinsam mit Polen zu entwickeln, gehen trotz großer Mühen unsererseits nicht so recht voran. Das braucht noch Zeit.

Also haben wir nach den regionalen Ansätzen geschaut. Die Hype mit den erneuerbaren Energien, den biogenen Kraftstoffen, der CO₂-Vermeidung kam uns gerade recht. Der Nordosten Brandenburgs ist stark durch landwirtschaftliche Strukturen geprägt – mittendrin die

¹ Vortragsmanuskript vom 26. Brandenburger Regionalgespräch des IRS Erkner am 12.11.2008 in Potsdam



Regionale Wachstumskerne. In: Raumordnungsbericht 2008 Hauptstadtregion Berlin-Brandenburg, S. 9 oben Hg. Senatsverwaltung für Stadtentwicklung Berlin, Ministerium für Infrastruktur und Raumordnung Brandenburg, Potsdam 2008

Raffinerie. Also haben wir uns um Ansiedlungen bemüht, die heute Bioethanol und Biodiesel aus umliegender Landwirtschaftsproduktion erzeugen.

Eine Holzpelletieranlage verarbeitet einheimisches Holzaufkommen. Verträumte Landwirtschaft trifft also heute auf hellwache Industrie. Eine Schnittstelle, die es nicht gab. Kurzumtriebsplantagen zur Holzgewinnung sollen die Produktion von Biofuels der zweiten Generation absichern. Eine gewaltige Aufgabe für den ländlichen Raum, die zwar nur marginal unsere Mobilität im Verkehrssektor abdecken kann, aber immerhin. Vor zwei Jahren haben wir in der Region von Turbo-Landwirtschaft gesprochen. Langsam beginnt das Gestalt anzunehmen, was gemeint war.

Natürlich brauchen wir dazu Fachleute wie die FH Eberswalde, mit denen wir Forschungsprogramme zur Rohstoffsicherung umsetzen. Heute sind da draußen in unserem Industriepark mehr als

200 Leute in Lohn und Arbeit. Tendenz steigend. Ein Ergebnis, für das es sich lohnt weiterzuarbeiten. Wohlgemerkt Arbeit, die viel Zeit in Anspruch nimmt, die nichts mit meinem Job in der Raffinerie zu tun hat.

Bildung/Ausbildung ist ein weiteres Thema. Ganz anders als im Verflechtungsraum Berlin-Brandenburg stellt sich die Schulbildung in der Peripherie dar. Abnehmende Schülerzahlen, Schulschließungen, stundenlange Verkehrswege der Schüler im ländlichen Raum, frustrierte Lehrer, die über Stundenkürzungen, Geldeinbußen und artfremde Schuleinsätze klagen. Das stereotype Schulsystem Brandenburgs kriegt es nicht geregelt, akzeptable Lösungen für den peripheren ländlichen Raum zu entwickeln. Also beschäftigen wir uns zukünftig damit. Wir werden mit der Wirtschaft, kreativen Schulleitern – es gibt da draußen noch welche – und der Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft an einem Modell arbeiten, das wir dann

Potsdam zur Umsetzung auf den Tisch legen.

Infrastruktur, ein Kernproblem der Peripherie. Hier geht es, meine Damen und Herren nicht um Abfahrtszeiten, Anschlussstermine und Verkehrsknotenmanagement, damit alle schnell nach Hause kommen. Uns geht es um berechenbaren Straßenbau, Schienenverkehr und Wasserstraßenbau. Straßensperrungen wegen Bauarbeiten, längere Fahrwege, Gefährdungen von just-in-time-Lieferungen der Industrie, verpasste Flüge wegen Verkehrsstörungen, Auftragsverluste von Handwerksbetrieben, weil diese ihre Baustellen nicht termingerecht erreichen. Das sind unsere Probleme. Hier können wir wirklich nur mahnen und permanent fordern, denn die handelnden Personen sitzen in den Amtsstuben und produzieren Planungszustände, die manchmal bar jeder Vernunft zu sein scheinen. Hier geht es ausdrücklich nicht um Kreativität, sondern um Verlässlichkeit.



Kreative Spielräume finden sich aber auch in Nischen, wie der Kultur und im Freizeitbereich. Aber da sind wir mehr im Marketingbereich. Da haben wir echte Defizite. Da können wir uns auf die Schultern klopfen, so oft wir wollen. Aber wer kennt im Ausland schon Brandenburg. Und in Brandenburg kennt kaum einer die Uckermark. Hier arbeiten wir gemeinsam mit dem Landkreis an dem Aufbau einer Identität. Die Regionalmarke „Uckermark“ soll da draußen ein „Wir“-Gefühl vermitteln. Das ist die Wirkung nach innen. Der Zuspriech von Firmen zu diesem Bekenntnis, das mit einem lizenzrechtlichen Erwerb dieser Marke einhergeht, ist erstaunlich. Die Wirkung nach außen, die einen Waren- und Leistungsbezug zur Uckermark erzeugen soll, muss sich erst entwickeln.

Lassen Sie mich ein Beispiel anführen. In Schwedt hatten wir eine Baummesse, die dümpelte so vor sich hin, kaum einer interessierte sich dafür. Wirtschaft, In-

dustrie und Kommune haben sich der Sache angenommen und daraus eine Regionalmesse „Inkontakt“ entwickelt. Der Zuspriech ist enorm: 250 Aussteller aus der Region und aus Polen zelebrieren eine Leistungsschau, die immer mehr Besucher anzieht, die innerhalb von drei Jahren so an Attraktivität gewonnen hat, dass wir voraussichtlich im nächsten Jahr die Ausstellerezahl limitieren müssen. Sie sehen, es gibt eine Reihe von Spielräumen. Manche müssen zwingend gestaltet werden, andere haben den Reiz der Kreativität.

Wichtig ist, dass die kreativen Spielräume vernetzt werden. Eine individuelle Ausgestaltung, jeder für sich und jeder nach seiner Fassung, führt in die Isolation. Deshalb betreiben wir Lobbyarbeit zur Landesregierung, zu den Kommunen, zu politischen Leistungsträgern. Aufgabe von Politik und Verwaltungen ist es, diese Facetten der kreativen Spielräume, wenn sie übergreifend sind,

zusammenzuführen. Zum Teil versuchen wir es schon selbst, über die Industrie- und Handelskammer, über den Verein ‚pro Brandenburg‘ und viele andere Institutionen. Aber auch das bleibt regional beschränkt.

Die Raffinerie, für die wir verantwortlich sind, muss funktionieren. Sie deckt zehn Prozent des deutschen Kraftstoffmarktes ab. Das Mehr, der Einsatz für die regionale Entwicklung, das ist die Zeit, die viele andere bei angenehmer Entspannung und Hobbys verbringen. Wir setzen unsere Prioritäten so, dass es im Entwicklungsraum Uckermark weiter vorwärts geht. Gegenüber unserer Landesregierung können wir nur warnend mahnen. Unterschätzt nicht die Probleme der Entwicklung und die Erwartungen der Menschen in der Peripherie Brandenburgs. Nur mit individueller Kreativität sind die Probleme nicht zu lösen.



Provinz und Metropole – ein Blickwechsel

Prof. Dr. Frank Berg

Landkreis Elbe-Elster: Wie oft wurde ich von Berlinern gefragt, wo das denn liegt? Wo Berlin oder Potsdam liegen, fragt niemand. Und da haben wir ihn – den Indikator Nr. 1 für das, was „Provinz“ zu sein scheint: Man kennt sie eigentlich nicht, aber sie „gehört irgendwie dazu“ – das weiß der Potsdamer schon von Theodor Fontane.

Die Frage nach der Provinz stellt eigentlich nur der Großstädter. Menschen aus Elsterwerda, aus Herzberg/Elster, aus Bad Liebenwerda oder Finsterwalde sehen sich nicht als „Provinzler“. Man ist in einer dreiviertel Stunde in Dresden und in ein bis eineinhalb Stunden am Alexanderplatz. Wie lange braucht der Autofahrer von Werder zum Alexanderplatz? Allerdings: Wird gerade eine Bahnlinie nach Berlin gekappt oder eine Geburtsstation geschlossen wie in Fins-

terwalde, dann fühlt man sich doch „von außen zur Provinz gemacht“.

Das raumplanerische Denken um ein metropolitanes Zentrum herum prägt seit den 90er Jahren die Entwicklung der Hauptstadtregion Berlin-Brandenburg: Mit ihrem metropolitanen Zentrum, dem umgebenden „Speckgürtel“ und mit den „provinziellen regionalen Tortenstücken“. Soll sich ein solches Gebilde als Ganzes gut entwickeln, geht es nicht nur um die Ausstrahlung von Zentren oder „Kernen“, sondern auch um die eigene Zukunftsfähigkeit der Peripherien. Für die Entwicklung des Ganzen bedarf es nicht nur der zentralen Koordinierung, sondern auch der Entfaltung seiner Teile. „Das Ganze“ ist Berlin-Brandenburg, zu den Teilen gehören derzeit fünf Teilregionen im Umkreis des Metropolitenraumes. Werden die Teile gestärkt, muss

sich das Zentrum neu ordnen und einiges seiner angestammten Rechte abgeben, es gewinnt aber „das Ganze“. Anders könnte man sich das Projekt einer neuen Kreisgebietsreform in Brandenburg kaum vorstellen – braucht es deshalb so lange?

Institutionen und Akteurskonstellationen haben die Neigung, ihre Handlungsroutinen und personalen Beziehungsnetze zu verfestigen – hier relativieren sich Metropole und Provinz. Zugegeben: In der Provinz ist das Beharrungsvermögen größer, die Auswahl an Alternativen ist geringer. Aber die Chance zur Innovation besteht auch in der Provinz, wenn sich innovative Akteure zusammenfinden. In Elbe-Elster und Oberspreewald-Lausitz haben sich solche Akteure zusammengefunden: Zum Beispiel um die Gesellschaften EEPL, Wequa, Kjellberg-



Stiftung, Sozialwerk, Ärztenetz. Die Führungspersonen kommen aus Berlin, Rostock, Leipzig, aber auch vor Ort aus der Region – die Mischung macht's.

Lange Zeit verfolgten wir mit Projekten den Weg, alle Akteure zu bündeln, um die Kraft der „Provinz“ aufzuwerten – zum Beispiel mit dem Aufbau eines „Entwicklungsforums Elbe-Elster“ und der Hoffnung, dass sich zentral administrative Steuerungsformen der Regionalentwicklung zu dynamischen kooperativen Steuerungsformen á la Governance weiterentwickeln. Aber „das Bündeln“ verdeckt allzu oft die unterschiedlichen Geschwindigkeiten, mit denen Akteure zu Veränderungen bereit und in der Lage sind. Und es kann sogar verfestigen, Veränderungen verhindern, überlebte Strukturen und Beharrungsmuster legitimieren.

Der „Metropolitane“ ist ungeduldig gegenüber der „Begrenztheit des Bodenständigen“ – am Wochenende sehnt er sich aber danach und braucht die Provinz, ihre Ruhe und Natur. Der „Provinzler“ braucht die Metropole zum Einkauf, zum Erleben hauptstädtischer Kultur und für manchen Facharzt, die Jüngeren für den Besuch der Hochschule, die Älteren für den Besuch von Kindern und Enkeln. Blickwechsel und Ortswechsel vollziehen sich innerhalb einer Stunde – so wie von Berlin-Köpenick nach Potsdam. Die Unterschiede relativieren sich.

Die Akzeptanz unterschiedlicher Geschwindigkeiten in der „Provinz“, divergierender personaler Netze und die Suche nach übergreifender regionaler Kooperation bleiben wichtig, um die vorhandenen Kräfte und Ressourcen nicht gegenseitig aufzureiben. Alle Erfahrungen besagen aber auch, dass in der „Provinz“ oft andere Kriterien für die Beurteilung von „Förderwürdigem“ gelten, andere Handlungsroutinen und Beziehungsnetze hierfür eine Rolle spielen als dies aus einer relativ neutralen Außensicht auf die „Provinz“ der Fall ist. Förderaktivitäten von Land, Bund und EU bleiben vor allem deshalb wichtig, weil konzentriert innovative Akteure und Projekte unterstützt werden müssen: Nicht nach dem Maßstab „jeder muss mal dran sein“, auch nicht nach dem

Maßstab der Landkarte von Wachstumskernen, sondern nach der Realität des Innovativen.

Der Wachstumskern Westlausitz ist eigentlich „Provinz“, aber in ihm selbst und ringsherum entstehen innovative Projekte, die ihres Gleichen im Lande Brandenburg suchen:

- EEpL, Wequa und Kjellberg-Stiftung haben über das Projekt EnterScience (LASA Innopunkt16) 17 Innovationsvorhaben auf der Basis ergebnisorientierter Kooperationen zwischen Unternehmen und Hochschulen aufgebaut
- Aus eigener Initiative, mit dem Management von EEpL und mit Hilfe eines Bundesprojektes, bauen Unternehmen ein völlig neu konzipiertes, modernes berufliches Kompetenzzentrum Metall in der Region auf
- Mit der organisatorischen Hilfe eines Bundesprojektes bauen EEpL und Wequa als Langfristvorhaben eine Stiftung zur Förderung der beruflichen Bildung im Raum Elbe-Elster / Oberspreewald-Lausitz auf – ohne den begehrten „Großstifter“, sondern mit Unterstützung zahlreicher kleinerer Unternehmen
- EEpL und Wequa sind auch die Gründungsinitiatoren der gemeinnützigen „Horizont – Sozialwerk für Integration GmbH“ in EE und OSL – ein Projekt zur beruflichen Integration schwerst vermittelbarer Langzeitarbeitsloser ohne Chance auf Zugang zum 1. Arbeitsmarkt. Das Sozialwerk hat (November 2008) bereits über 40 SV-pflichtige Beschäftigte, die ehemals langzeitarbeitslos waren – das ist Innovation in der Provinz, deren Unterstützung es der metropolitenen Zentrale wert sein sollte
- Das Ärztenetzwerk Südbrandenburg baut über die Gesellschaft ANSB consult ein für Brandenburg beispielhaftes und innovatives System der integrierten medizinischen Vollversorgung auf, gemeinsam mit

Krankenkassen, Krankenhaus und zahlreichen anderen Akteuren. In der Zivilgesellschaft wird dies begleitet durch Netzwerkentwicklungen im Bereich Gesundheits- und Sozialwirtschaft, Seniorenwirtschaft, Gesundheitshandwerk – so in Bad Liebenwerda, Finsterwalde, Herzberg

Die „Provinz“ verdient es, eine lebenswerte, zukunftsfähige Perspektive zu gewinnen, mit anderen Zielorientierungen als die Metropole, anders, aber nicht weniger lebenswert als die Metropole. Das Innovative in der Provinz entdecken und unterstützen – das „Provinzielle“ verstehen und tolerieren – das „Andere“ in der Provinz lieben, wäre das nicht ein Motto für die urbanen Metropolitaner?

Ich habe immer in Großstädten gewohnt, die letzten 20 Jahre in Berlin. Seit fünf Jahren arbeite ich überwiegend in der „Provinz Elbe-Elster“. Seit einem Jahr wohne ich in der „Provinz Märkisch-Oderland“. Morgens höre ich den Ruf der Kraniche, das Geschrei der Wildgänse und entdecke ringsum die Spuren von Karl Friedrich Schinkel, Albrecht Thaer, Carl von Linné, Helene Charlotte von Friedland, Theodor Fontane und der Familie von Hardenberg. Preußische Metropolenkultur und ländliche Kultur sind hier seit 250 Jahren zusammengewachsen. In einer dreiviertel Stunde bin ich in Berlin, in eineinhalb Stunden an meinem Arbeitsplatz in Elbe-Elster. Für mich gehört das alles zusammen. Politik kann nur gewinnen, wenn sie sich darauf einlässt, die Zusammenhänge von Metropole und Provinz zu gestalten.

Eine Landschaft auf der Bühne: Das Oderbruch – Gemüsegarten Berlins und Paradies für Raumpioniere

Dr. Kenneth Anders, Lars Fischer, Andreas Röhring



Unverkennbarer Stolz – Eine Bauernfamilie in Letschin posiert vor dem eigenen Hof. Foto: Heimatsstube Letschin.

Eine schwere Kolonie

Das Oderbruch ist keine gewöhnliche Provinz. Die Landschaft in ihrer heutigen Form ist ein Werk der preußischen Staatsverwaltung. Vor über 250 Jahren initiierte Friedrich II. ihre Trockenlegung und Besiedelung, so dass sie zum heute größten eingedeichten Flusspolder Deutschlands wurde. Das Oderbruch entwickelte sich zu einem wichtigen Versorger mit landwirtschaftlichen Produkten und galt seit Beginn des 20. Jahrhunderts als der „Gemüsegarten Berlins“.

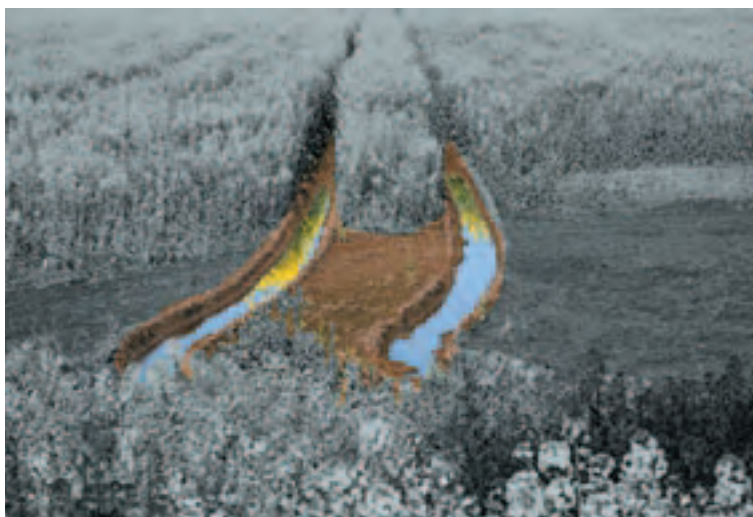
Politische Abhängigkeit und wirtschaftliche Bedeutung – zwischen diesen beiden Polen hat sich das Leben im Oderbruch entfaltet. Die politische Abhängigkeit ist geblieben, denn ohne staatliche Hilfe lässt sich das Wasserregime nicht aufrechterhalten. Die wirtschaftliche Bedeutung aber hat sich in den letzten Jahren rapide verändert. Was soll also werden? „Wenn ich mich frage, wie es hier mit uns weitergeht, sehe ich manchmal nach Holland. Die Holländer haben eine Schwäche für uns. Ein Holländerenkel hat hier entwässert, ein Holländer hat Gemüse angebaut, jetzt sind auch wieder Holländer da und machen Feldbau. In Holland haben sie in den letzten Jahren Teile ihres gewonnenen Marschlandes aufgegeben und es dem Meer und der Wildnis überlassen. Hoffentlich kommen sie hier nicht auch auf die Idee“.

Könnte es sein, dass der Staat seine spezielle Provinz doch einmal in die Selbstverantwortung entlassen möchte? Die Oderbrücker bangen jedenfalls, dass ihnen die besondere Schirmherrschaft entzogen wird. Mitten in dieser tiefen Orientierungskrise könnte eine besondere Eigenschaft des Oderbruchs an Bedeutung gewinnen. Denn immer wieder wird es das Ziel von neuen Siedlern, die Freiräume erschließen und von denen innovative Impulse für die Entwicklung der Kulturlandschaft ausgehen. Die Kolonisten des 18. Jahrhunderts, die Gewerbetreibenden des 19. Jahrhunderts und die Raumpioniere des 20. Jahrhunderts – vielleicht sind sie sich am Ende ähnlicher, als es auf den ersten Blick scheint?

„Es kamen nicht nur Bauern mit Geld und Geschick, es kamen auch Menschen, die nichts hatten und dieses Nichts auf eine Karte setzten: Auf ihr Leben. Vielleicht konnten sie etwas, dann gründeten sie eine Korbflechterei oder eine kleine Holzschuhfabrik oder sie machten ein Geschäft auf. Diese Leute waren emsig und erfinderisch. Alles, was sie hatten, war die Erlaubnis,

ihre Ziele zu verfolgen. Heute redet man von Raumpionieren und meint damit die Künstler und die Leute, die mit dem Leben experimentieren, aber ins Oderbruch sind seit 1750 eigentlich nur Raumpioniere gekommen. Auch die Kossäthen und Büdner, die Handwerker und Händler waren so. Hier gab und gibt es die Freiheit umsonst!“ Drei Perspektiven auf die Landschaft – jene der Regierung, jene der heimisch gewordenen Kolonisten und jene der Raumpioniere. Über Jahrhunderte haben diese Parteien miteinander gerungen und so das Oderbruch, zu dem gemacht, was es heute ist. Wie lässt sich ein solches Spannungsfeld in einer guten Stunde anschaulich machen?

„Die schwere Kolonie“ ist eine Theatercollage: Ereignisse, Dokumente und biographische Episoden aus Vergangenheit und Gegenwart der 250-jährigen Entwicklung einer Kulturlandschaft werden miteinander konfrontiert, alte und neue Fotos öffnen einen historischen Assoziationsraum, Originalsounds aus der Landschaft greifen in das Geschehen ein. Und alles ist durch eine dramaturgische Grundidee miteinander verknüpft.



Wasser auf dem Feld – trotz der Schöpfwerke sind die Bedingungen für die Landwirtschaft schwierig geblieben. Foto: Büro für Landschaftskommunikation



Die dramaturgische Grundidee

Oderbruch 2022 – zum 275. Jahrestag der Trockenlegung stehen Feierlichkeiten ins Haus. Politische Prominenz wird erwartet, wichtige Reden sollen gehalten werden. Aber wer soll sie schreiben? In der Berlin-Brandenburgischen Staatskanzlei muss ein lang gedienter Referent die richtigen Worte finden: Karl-Friedrich Koenig. Er stammt aus dem Oderbruch, er kennt die Sorgen und Hoffnungen der Provinz. Aber er darf nicht zuviel versprechen. Die Rede seines Ministerpräsidenten soll den Oderbrüchern schonend klar machen, dass sie ihre Landschaft selbst in die Hand nehmen müssen. So etwas zu sagen, ohne jemandem weh zu tun, ist nicht leicht.



Trecker Marke Eigenbau – im Oderbruch gibt es viele Menschen, die improvisieren können. Foto: Büro für Landschaftskommunikation



Zwei Reden über Vergangenheit und Zukunft des Oderbruchs gilt es zu schreiben – vor den Augen der Zuschauer entsteht ein landschaftsgeschichtliches Panorama. Foto: Sven Wallrath

Auch die Oderbrücker wollen sich äußern. Hier beauftragt man den Spross einer alten Kolonistenfamilie mit der schweren Bürde – Marcel Bruchmüller. Er soll die richtigen Worte finden, wenn es darum geht, die Sorgen und Nöte in der Provinz zu schildern und den Staat an seine besondere Verantwortung gegenüber dem Oderbruch zu erinnern. Auch ihm fällt die Aufgabe schwer. Statt einer geschliffenen Rede erfährt das Publikum, wie mühsam die Kolonisten in knapp drei Jahrhunderten versucht haben, ihr Leben in Sicherheit und Selbstbestimmung zu führen.

Die möglichen Überlegungen und Abwägungen, auch die Frustrationen und Hoffnungen der beiden Redenschreiber werden von einem Sprecher paraphrasiert. So entfalten sich leidenschaftliche Positionen zur Landschaft, welche die Nöte der jeweils anderen Seite nur allzu gut kennen und doch durch ihren Auftrag gebunden sind. Die historischen

Zitate werden in Stummfilmmannier eingeblendet. Graustufig zurückgesetzte Fotos, in denen einzelne Elemente farbig hervorgehoben sind, visualisieren das Oderbruch als eine Landschaft voller Geschichte und Widersprüche. Eine Geräuschkulisse macht den Maschinenlärm der Trecker, der Krautungsmaschinen an den Wassergräben und der Hubschrauber im Katastrophenfall, aber auch den scheppernden Gesang der Grauummer erlebbar. Vor diesem Geschehen muss die politische Rhetorik verstummen: Hinhören, Hinsehen.

Impulse für die Auseinandersetzung mit der Kulturlandschaft

Im Rahmen von Kulturland Brandenburg 2008 wurde die Collage im Theater am Rand Zollbrücke, in der Kirche Neutor now und im Gasthaus „So oder So“ Wilhelmssäue im Oderbruch sowie in Chorin aufgeführt. Die mit der Collage erprobte innovative Kommunikationsform hat den im Oderbruch stattfindenden Debatten über die Entwicklung der Kulturlandschaft neue Impulse gegeben. Mit den Begriffen „Gemüsegarten“ und „Raumpioniere“ macht sie das extreme Spannungsfeld deutlich, in dem sich die Kulturlandschaftsentwicklung heute vollzieht. Sie sind gleichzeitig Synonyme für vielfältige andere Prozesse einer bodenständigen traditionellen Landnutzung und der Suche nach neuen Freiräumen. Sie stehen auch für spezifische Dimensionen der Beziehungen zwischen Metropole und Provinz.

Für die künftige Entwicklung der charakteristischen Kulturlandschaft des Oderbruchs im Sinne des von der Gemeinsamen Landesplanung für Berlin und Brandenburg verfolgten handlungsräumlichen Ansatzes, Kulturlandschaften als regionales Entwicklungspotenzial zu erschließen, leiten sich daraus folgende Fragestellungen ab:

- ob das Oderbruch als Raumpionierlandschaft tatsächlich ein Paradies ist und wie die Entfaltungsmöglichkeiten für das damit verbundene kreative und innovative Potenzial verbessert werden können?
- welche Tragfähigkeit das Image des Oderbruchs als Gemüsegarten Berlins, durch die Vermarktung regionaler Produkte und durch seine spezifische landschaftliche Prägung heute hat und wie es für die künftige Kulturlandschaftsentwicklung weiter profiliert werden könnte?
- wie die Potenziale des Gemüsegartens und der Raumpionierinitiativen wirksamer verflochten werden können, um das Oderbruch als eigenständigen kulturlandschaftlichen Handlungsraum, der überregional und grenzübergreifend mit Metropole und Provinz vernetzt ist, weiter zu profilieren?

Diese anhand des Oderbruchs exemplarisch thematisierten Problemstellungen der Kulturlandschaftsentwicklung, die hier in starker Ausprägung deutlich werden, sind in modifizierter Form auch in



Singende Kolonisten im Oderbruch – vor allem preisen sie die Trockenlegung unter Friedrich II.. Foto: Büro für Landschaftskommunikation

anderen Kulturlandschaften vorhanden. Dazu gehören die Abhängigkeiten von staatlichen Entscheidungen, die Einflüsse zentraler Regelungen und ökonomische Anreize, die Nutzung der Spielräume für selbstbestimmtes Handeln sowie das Spannungsverhältnis zwischen Pfadabhängigkeiten und Innovation. Deshalb kann die Collage auch für andere Kulturlandschaften, die sich über Vergangenheit und Zukunft verständigen wollen, Anregungen und Impulse vermitteln. Neben den für 2009 bereits geplanten Aufführungen können weitere auch außerhalb des Oderbruchs angeboten

werden. Im Anschluss an die ca. 75-minütigen Aufführungen ist Raum für Gespräche.

Das Projekt wurde im Rahmen von Kulturland Brandenburg 2008 durch das Leibniz-Institut für Regionalentwicklung und Strukturplanung (IRS), das Büro für Landschaftskommunikation und das KammerMusikTheater realisiert, die Sounds wurden von Almut Undisz und Sebastian Undisz aufbereitet. Der Text der Collage ist nachzulesen auf: www.oderbruchpavillon.de



Rohrlack/OPR: Eine solide Zukunft durch enge Verbindungen mit Berlin

Prof. Dr. Johannes Küchler, Ursula Küchler

Ein zweiter Platz im EU-Wettbewerb zur Dorferneuerung

100 km von Berlin-Mitte entfernt, liegt abseits der B 167 das Straßendorf Rohrlack, halbwegs zwischen Neuruppin und Neustadt. Im Juli 2008 gab es Post von der EU: Rohrlack hatte als eines von zehn Dörfern den zweiten Preis des europäischen Dorferneuerungspreises erhalten! Im September nahm eine Dele-

gation des Dorfes in Koudum (Niederlande) die Urkunde in Empfang.

Wie kommt ein brandenburgisches 170 Seelen-Dörfchen zu einer solchen Auszeichnung? Zunächst fällt beim Gang durch den Ort kaum etwas auf, was Prominenz begründen könnte. Weder gibt es eine besonders schöne Lage mit Wald und See, noch auffällige historische

Bauten als Aufhänger für Tourismus, Tagungsstätten oder Zweitwohnsitze. Alles wirkt sehr „normal“: Umgeben von den weiten Feldern der Agrar-GmbH im benachbarten Wildberg bemerkt man die üblichen Neuerungen der Nach-Wende-Zeit: Die Asphaltdecke der Dorfstraße, die Straßenbeleuchtung, den mit Verbundsteinen gepflasterten Bürgersteig. Viele Häuser glänzen neu verputzt oder mit neuer Dachdeckung. Aber solche Verbesserungen gibt es seit den 1990er Jahren fast überall im ländlichen Brandenburg. Sie allein rechtfertigen keine Preisverleihung.

Erst auf den zweiten Blick offenbaren sich Besonderheiten: Vergeblich wird man nach verfallenen Ställen oder Scheunen Ausschau halten. Diese Altbauten sind in gutem Zustand und offenbar auch genutzt. Leere Wohnhäuser fehlen, wohl aber gibt es unauffällig platzierte Neubauten, die sich in Abmessungen und Äußeren kaum aus dem ländlichen Ensemble hervortun. Die vorsichtige bauliche Erneuerung ist vor allem einem Berliner Architekturbüro zu danken, das sich hier seit 1992 engagierte. Die wichtigste Beobachtung wird aber sein: Das Dorf ist erstaunlich lebendig. Eine Öko-



Luftbild Dorf Rohrlack. Foto: Annegret Koch



Bäckerei versorgt lokale und auswärtige Kundschaft; ein Gestüt hält Pensionspferde und bietet Reiturlaub; ein Gartenbaubetrieb produziert Demeter Feldgemüse; ein Versandbetrieb für Öko-Lebensmittel beliefert wöchentlich 1.300 Berliner Haushalte mit einer sog. „Abokiste“. Es gibt verschiedene Werkstätten: für Holzarbeiten, für Kräuter, Tees und Säfte, auch eine Kantine, die täglich 50 Mittagessen für die Werkstatt-Mitarbeiter bereitet. Die Kneipe mit Biergarten ist ein Treffpunkt und die renovierte Kirche wieder ein Ort der Feier und kultureller Ereignisse.

Rohrlack erlebte seit der Wiedervereinigung statt der andernorts zu beobachtenden Schrumpfung einen leichten Bevölkerungsanstieg, vor allem aber einen wirtschaftlichen und sozialen Strukturwandel: Bis 1990 war die LPG die Mutter des Dorfes, die fast allen Arbeit bot. Heute arbeiten nur noch zwei Rohrlacker in dem Nachfolgeunternehmen, alle anderen – etwa einhundert Steuer- und Sozialversicherungspflichtige – in den genannten Kleinbetrieben. Es war dieser erfolgreiche „Umbau“, der mit der Preisverleihung gewürdigt wurde. Er ist das Ergebnis einer ländlich-urbanen Annäherung zwischen Berlinern und Brandenburgern auf „unterstem Niveau“, fernab großer Verwaltungsakte, eher begleitet von amtlicher Zurückhaltung und ohne Rückgriff auf umfangreiche öffentliche Fördermittel.

Dorf ohne Land oder eine neue Verbindung zwischen Dorf und Gemarkung?

Der Preis würdigt „beispielhafte Aktivitäten und Initiativen im Sinne einer nachhaltigen Stärkung der Zukunftsfähigkeit ländlicher Räume“¹. Für das dünn besiedelte Nordostdeutschland lautet die Frage: Bleiben die ländlichen Siedlungen Dörfer, oder wandeln sie sich im besseren Fall zu städtischen Siedlungseinheiten in einem agrarischen Umfeld, im schlechteren zu Wüstungen, d. h. aufgegebenen Orten? Seit ihrer Gründung im Mittelalter bildeten Dorf und Flur eine wirtschaftliche Einheit, sogar noch in der

DDR-Zeit. Doch mit der Herausbildung der LPG-Nachfolgebetriebe ging diese verloren. Die Dörfler haben ihr Land langfristig verpachtet. Der Pächter steht ihnen jetzt als Monopolist gegenüber, der in seinem hoch mechanisierten und chemisierten Betrieb kaum noch örtliche Mitarbeiter benötigt.

Die veränderte Beziehung zum Produktionsmittel „Land“, eine freiwillige quasi-Enteignung, wird ergänzt durch Dorfinterne Veränderungen: Bis in die 1990er Jahre bewirtschafteten die dörflichen Haushalte Obst- und Gemüsegärten und widmeten sich einer vielfältigen Tierhaltung. Inzwischen fehlt dafür der materielle Anreiz. Die ältere Generation gibt diese Aktivitäten auf, die jüngere – so weit sie überhaupt vor Ort noch vertreten ist, führt sie kaum fort. Sollte sich diese Tendenz fortsetzen, wären Dörfer bald nur noch periphere Standorte städtischen Lebens, die sich von ihrer ursprünglichen Aufgabe, dem Leben und Arbeiten mit Boden, Pflanzen und Tieren, weitgehend verabschiedet hätten.

Erst langsam werden sich die Beteiligten dieses Wandels bewusst. Gesucht wird nach neuen dorfgemäßen Formen der Landnutzung. Es wächst der Wunsch, die vorindustrielle Feldflur zu erneuern, sie wieder kleinräumiger zu gestalten und die Flurgehölze zu vermehren. Die Prognosen des Potsdamer Instituts für Klimafolgenforschung zum Klimawandel in Brandenburg fordern dazu ebenso auf wie der Bedarf der Einheimischen und Besucher aus Berlin nach Fuß-, Rad- und Reitwegen zwischen den Dörfern. Wie aber kann man Agrar-Großbetriebe (konventionell wirtschaftend, häufig auch mit gentechnisch manipuliertem Saatgut) angesichts der hohen Subventionen dazu bewegen, Flächen abzutreten oder umzuwidmen für Flurschutzgehölze, landwirtschaftliche Kleinbetriebe und Feldwege? Wer sollte sie pflegen? Wie könnte diese Pflege finanziert werden?

Antworten gäbe es, z. B.: Flächenkauf von Alteigentümern, Flurneuordnungsverfahren, cross-compliance Mechanismus. Doch die Verwirklichung solcher Optionen setzt Eigenmittel und Personalkapazitäten voraus, über die die Dörfer nicht ohne weiteres verfügen. Vor allem scheint

eine solche Kurskorrektur oft daran zu scheitern, dass die entsprechenden Akteure fehlen. In diesem Zusammenhang sind vielleicht die Erfahrungen aus Rohrlack und seinen Nachbardörfern Vichel und Garz von Interesse.

Eine soziale Initiative als Katalysator

Den Ausgangspunkt bildete das Engagement Berliner Eltern, für ihre erwachsenen Kinder mit Behinderung eine Lebensperspektive auf dem Lande zu schaffen. Sie hatten sich 1980 am Heilpädagogischen Therapeutikum als Elternvereinigung der heutigen Parzival-Schule in Berlin-Zehlendorf und den daraus hervorgegangenen Wohnheimen und Werkstätten zusammengeschlossen. Gemeinsam mit der gemeinnützigen Trägergesellschaft von Schule, Wohnheimen und Werkstätten errichtete die Elternvereinigung ab 1994 Wohnhäuser und Werkstätten in Rohrlack und 2006 auch im Nachbarort Vichel. Guter Wille musste anfangs das fehlende Geld ersetzen: In den ersten Jahren beteiligten sich viele Berliner Eltern und Freunde an Wochenendarbeiten in Rohrlack. So wuchs langsam das gegenseitige Vertrauen zwischen Alteingesessenen und Zugereisten. Die Finanzierung der Anfangs-Investitionen gelang mit vielen kleinen und größeren Schritten durch Kredite und Spenden. Die laufenden Kosten tragen die Verwaltungen für Arbeit und Soziales. Einzelne engagierten sich mit Eigenmitteln beim Ankauf und der Erneuerung von Altbauten. Diese Anfangs-Initiative wirkte anziehend und begünstigte die Herausbildung des heutigen Nebeneinanders der verschiedenen Betriebe: Alle arbeiten eigenverantwortlich, ergänzen sich aber gegenseitig.

Zunächst blieb diese Berlin-Brandenburg-Liäson auf Rohrlack beschränkt. Doch bald kam es auch zum Austausch mit den Nachbardörfern Garz und Vichel. Sie sind geprägt von den Bauten und Parks des ehemaligen Gutsbezirks der Familie von Quast, zu dem auch Rohrlack als Vorwerk gehörte. Während der Gutshof in Garz (15. bis 19. Jh.) von Berliner Investoren vorbildlich restauriert wurde, verzögerten anfangs Rechtskonflikte die Erneuerung in Vichel. Doch

¹ Theres Friewald-Hofbauer, in: Dorferneuerung International – good practice meets best practice, Heft 17, 2007, S. 7



Vichel, das Herrenhaus bekommt ein neues Dach. Foto: Ursula Küchler



Garz, renovierte Gutsbauten, Wehrturm und Herrenhaus. Foto: Ursula Küchler



Rohrlack, Kuhstall wird Wohnhaus 2007. Foto Ursula Küchler



Rohrlack, Schmiede wird Atelier 2007. Foto: Ursula Küchler

inzwischen beleben das 90 Einwohner-Dorf ein Archehof für seltene Haustierrassen, ein Klempner- und Sanitärbetrieb, ein Künstleratelier, eine Gärtnerei für Demeter-Saatgut, ein weiteres Wohnhaus für Menschen mit Behinderung, ein Geschäft für Weine aus Öko-Anbau mit Ferienwohnungen, ein Verein für die Erneuerung der Kirche und ein Kulturverein, der sich um den Gutspark kümmert. Das Herrenhaus konnte vor dem Verfall bewahrt werden. Es mauserte sich mit seinem Wochenend-Kaffee und kulturellen Veranstaltungen zu einem Ort der Begegnung, noch behaftet mit dem Charme der Improvisation.

ViGaRo: Die Kooperation benachbarter Dörfer eröffnet neue Optionen

So wächst in den drei Dörfern seit den späten 1990er Jahren das Bewusstsein für Gemeinsamkeiten und gemeinsame Interessen. Es äußerte sich in dem Kürzel ViGaRo, hinter dem sich junge Unternehmen und Initiativen von Garz, Vichel und Rohrlack versammeln. Im Unterschied zu Viagra geht's hierbei nicht um den schnellen Weg zum Erfolg, vielmehr um viele kleine Schritte mit langem Atem. Denn das Kirchturmdenken ist zählebig und der Blick über den Dorfrand schwierig. Die Gebilde der Gemeindereform von 1997 sind zu groß, um Rahmen zu sein für eine soziale Einheit. Die neue Gemeinde Temnitztal z. B., zu der Vichel, Garz und Rohrlack gehören, umfasst sieben (!) Dörfer. Inzwischen wird deutlich, dass – analog zur bisherigen Dorferneuerung – die Annäherung zwischen benachbarten Dörfern und ihr Dialog mit den Behörden gefördert werden müsste, auch unterhalb der Ebene der neuen (politisch-administrativen) Gemeinde.

Nach bald zwei Jahrzehnten lautet die Zwischenbilanz für die ViGaRo-Dreiheit: Intensive, langfristige Berlin-Brandenburgische Verbindungen, getragen von mehreren Partnern auf beiden Seiten, können zur Wiederbelebung der Dörfer und einer neuen landwirtschaftlichen und gartenbaulichen Ausrichtung beitragen, die den Kriterien der Nachhaltigkeit entspricht. Dieser Prozess wird erleichtert durch die Stärkung der kulturellen Vielfalt. Die neuen alten Höfe mit den

Werkstätten und Läden, die Dorfkichen, Gutsbauten und Parks sind Kristallisationspunkte für Aktivitäten zu allen Jahreszeiten, an denen sich inzwischen mehr als tausend Menschen aus Berlin und den Dörfern beteiligen. Zur ländlichen Kultur gehören auch die baumbestandenen Feldwege, Uferstreifen an der Temnitz und Wäldchen in der Flur als Relikte der Gutsherrschaft. Die Naturschützer fordern ihre Erweiterung und Pflege, und die Brandenburgische Denkmalpflege erwägt, erstmals im Landkreis OPR am Beispiel der ViGaRo-Dörfer die Ausweisung einer „Geschützten Kulturlandschaft“.

Eine weitere Zukunftsperspektive ist mit dem weiten Thema „Energie“ verbunden. Fast alle dörflichen Haushalte hatten in den 1990er Jahren – ohne ein übergeordnetes Konzept – auf Öl oder Gas umgestellt. Welcher Komponenten-Mix ergäbe die optimale gemeinschaftliche Energieversorgung in Zukunft? Die Entwicklung und Umsetzung neuer Formen der Zusammenarbeit im Energiebereich bleibt eine große Aufgabe. Die neuen technischen und institutionellen Möglichkeiten sind nicht nur gewinnbringend sondern eröffnen auch berufliche Perspektiven für Jugendliche in ihrer heimatischen Umgebung.

ViGaRo bot bisher schon reichlich Spielräume für die junge Generation: Seit 1994 haben sich über zweihundert Freiwillige (JGD, IÖJ, Zivildienstleistende, Praktikanten und Praktikantinnen, Studierende) aus allen Teilen der Welt an kleineren und größeren Projekten beteiligt. Im Herrenhaus von Vichel werden vielleicht in Zukunft nicht nur Kaffee und Kultur angeboten. Es gibt die Vision eines Ablegers Berliner Schulen, von dem aus Schüler und Schülerinnen Teile ihres curriculums in Verbindung mit den lokalen Einrichtungen erarbeiten.

Vieles ist also noch im Fluss, wenig ist fertig. Manchmal verlief die jüngere Geschichte wie bei der Springprozession von Echternach: drei vor, zwei zurück. Doch sie belegt die Möglichkeit einer zukunftsweisenden Kooperation zwischen Metropole und Peripherie zum beiderseitigen Nutzen.



Metropole, Provinz und Metropolregion

Ulf Matthiesen

Provinz und Metropole – Metropole und Provinz

Zu Beginn der kleinen Reise durch drei miteinander verschränkte Raum- und Begriffswelten ein Wort zu dem Affront, den der Titel der Kulturland Brandenburg-Jahreskampagne 2008 für das Flächenland zunächst bereithielt. Dessen Marken-Etikett „Provinz und Metropole – Metropole und Provinz“ irritierte zunächst eine unserer liebsten Unterstellungen: „Provinz, das sind immer die Anderen!“ Stattdessen regte es in denkbar unprovinzieller Weise zu neuen, spielerischeren Formen der Selbstetikettierungen an. Die Fruchtbarkeit dieser Begriffsfügung ist nach Ende dieses Jahres vielerorts mit Händen zu greifen:

- dort, wo sich Widerstand meldete, etwa durch eine nachdenklichere Sicht auf die Wechselbezüge zwischen Fremd- und Selbstbildern
- dort, wo der Affront ironisch gesteigert wurde – etwa wenn kreative Netze sich als Hinterland-Avantgarden formierten oder ein einfallreiches Theaternetz im Kremmener Scheunenviertel unter das Label „Tiefste Provinz“ schlüpfte
- dort, wo – wie in Luckenwalde – der Spieß schlicht umgedreht wurde und die kesse Losung „Provinz macht Metropole“ die Runde machte

Der aufmüpfige Titel zündete selbst in der Metropole Berlin, etwa da, wo Teilräume der großen Stadt mit ihrer urbanen Wabenkultur der Kieze sich selber plötzlich spielerisch als Provinz ansehen lernten. vielerorts also gerieten mit diesem Jahr und seiner Losung die eigene Provinzialität sowie die überschätzten Kreativ-Tickets der Metropolkultur in eine schöne Bewegung.

Zu den Begriffen Provinz, Metropole, Metropolregion

Die Relativität dieser Zuschreibungen zeigt darüber hinaus: Wir brauchen in Raumpolitik und Raumforschung immer mindestens zwei Begriffstraditionen:

- einmal die planerisch-politische Begriffstradition, die Städte, Regionen und Metropolregionen als relationale Funktionsbegriffe mit unterschiedlichen Zentralitätsgraden einführt
- daneben brauchen wir aber eben so dringend kulturwissenschaftlich-ethnographische Begriffstraditionen, die kulturelle Kodierungen und Identitäten, das Eigene wie das Trennende an großen Städten und Regionen, damit auch die kulturellen Überraschungsqualitäten der jeweiligen räumlichen Texturen beschreiben und erklären können.

Beide Begriffstraditionen und entsprechende Strategiekonzepte sind also für sich genommen ungenügend. Um neue Mischungen von Provinz und Metropole entziffern zu können, benötigen wir sowohl die eine wie die andere Begriffsstrategie.

Zwei Beispiele

- Bekannt ist, dass politisch-administrative Grenzziehungen und regionalkulturelle Identitätsgrenzen sich keinesfalls decken müssen. Identitätsbildungen sind zumeist eine langwierige Angelegenheit, Identitätspolitiken von oben perlen häufig an der gelebten Praxis regionaler und metropolitaner Identitätskonstrukte spurlos ab.
- Unstrittig ist wohl auch, dass quantitative Maßzahlen kaum hinreichen, um metropolitane oder provinzielle Raumqualitäten inhaltlich

zu bestimmen. Zürich und Bielefeld beispielsweise haben beide zwischen 300 und 400 Tausend Einwohner. Kaum jemand wird bestreiten, dass der Metropolitanitätsgrad zwischen beiden extrem differiert! Die Bielefelder haben andere Qualitäten.

Mark und Metropole auf dem Weg zur monozentrisch-peripheren Hauptstadtmetropole?

Vergleichen wir die Metropolregion Berlin-Brandenburg mit anderen europäischen Metropolregionen – Mailand, Paris, London etwa – so springt weiter ein enormes Dichtegefälle ins Auge. Leicht ist es, von Berlin aus in einer guten halben Stunde mit dem Auto ergiebige Pilzwälder, ausgedehnte Zugvogelareale sowie Bauernhöfe mit Kaltblüter-Gespanssen statt Traktoren zu erreichen – atemraubende Natur-Kultur-Räume mit zurückhaltendem Charme. Gleich daneben finden sich dynamische Industrie- und Hightech-Gemeinden. Nach dem Vorbild von Kippfiguren lösen sich so innerhalb des Speckgürtels die Raumerfahrungen von Provinz und Metropole ab. Konkreter besehen besteht der Speckwürfel der Metropole weiterhin aus einem – allerdings immer dichter werdenden – Netz von Speckwürfeln und regionalen Wachstumskernen sowie extrem dünn besiedelten Räumen gleich nebenan.

Dabei bleiben historische „Pfadeffekte“ der Industrialisierungsgeschichte Berlins und seines Umlandes wichtig – häufig entlang der Eisenbahntrassen und nun zunehmend entlang der Autobahnen. Wo sie von findigen lokalen Akteuren aufgegriffen, transformiert und neu belebt werden, steckt in diesen Pfadstrukturen große innovatorische Kraft für lokale Gestaltungsspielräume. Luckenwalde etwa scheint hierbei auf einem



guten Weg. Positive Entwicklungen zeigen sich vor allem dort, wo entschlossen auf wissensbasierte Reindustrialisierungsansätze gesetzt wird, wo also Forschung und Entwicklung an alten Industriestandorten als „Brutstätten“ für Neues, für Start-Ups und Spin-Offs etc. genutzt wird. Das klappt nicht überall, aber immer häufiger und an immer mehr Stellen.

Politische Fusion – praktische Regionalisierung – neue Förderpolitiken – Raumpioniere:

Politische Fusionierungsversuche von Berlin und Brandenburg sind bislang gescheitert und für längere Zeit als politisch nicht opportun auf Eis gelegt worden. Umso wichtiger sind die faktischen Regionalisierungsprozesse beispielsweise unter wirtschaftlichen Akteuren oder im Bereich von Forschung und Entwicklung. Luckenwalde spielt hierbei mit, ist also Teil eines Netzes von innovativen Akteuren, die die Metropolregion ganz unbescheiden zu einer der kreativsten und erfolgreichsten Biotech-Regionen Deutschlands machen wollen. Dafür war die Umstellung der Förderpolitiken auf das Prinzip „Stärken stärken“ wichtig, nach dem Motto: Regionale Wachstumskerne fördern. Aber auch hier gilt es, Fakten und Fiktionen nach Möglichkeit zunächst getrennt zu halten. Die hauptsächlich mit Hilfe von Funktionsanalysen ausgewählten Wachstumskerne Brandenburgs müssen jetzt stärker mit Raumkulturanalysen sowie dem nötigen „sinnlichen Beistrom“ (E. Mendelsohn) gekoppelt werden, um neue Handlungsoptionen zwischen Metropole und Provinz zu entdecken. Denn die Konkurrenz wird immer härter – im Vergleich mit konkurrierenden Metropolregionen bleibt vieles noch zu tun!

Die 15 regionalen Wachstumskerne in Brandenburg – zu denen auch Luckenwalde gehört – zeigen einmal, wie dynamisch sich der gemeinsame Wirtschaftsraum Berlin-Brandenburg an einigen Orten entwickelt. Zugleich ist nicht von der Hand zu weisen, dass sich mit der Umstellung der Förderpolitiken kurzfristig und möglicherweise sogar mittelfristig die Disparitäten verschärfen. Darin spiegeln sich die objektiven Veränderungen

im Verhältnis von Berlin-Brandenburgischer Provinz und Metropole. Bürgermeister aus Gemeinden, die nicht unter die Sonderförderung Regionaler Wachstumskerne fallen, sehen mit großer Sorge ein förderpolitisch stimuliertes Auseinanderdriften der Hauptstadtregion insgesamt. Zugleich gibt es eine Fülle lokaler Initiativen und Mut machender Netzbildungen, die konkret vor Ort anpacken, häufig durchaus pionierhaft. Daher das nachdrückliche Plädoyer: Neben den dominanten Förderansätzen nach der Grundregel „Stärken stärken!“ kommt für das Land jetzt vieles darauf an, auch experimentelle kreative Ansätze zu fördern. Statt auf die politische Fusion zu warten, werden Regionalisierungsprozesse immer wichtiger, die eine Fusion auf der Ebene der Praxisformen innerhalb der Metropolregion im Großen wie insbesondere auch im Kleinen praktisch vorantreiben – etwa durch sogenannte „Raumpioniere“. Intelligente neue Technologien zur schnelleren Internetanbindung der dünn besiedelten Räume sind dafür eine wichtige Voraussetzung.

Mit Raumpionieren bezeichnen wir Mikro-Netze, die für aus der Funktion gefallene Räume neue einfallreiche Nutzungen entwickeln. Dafür sind neue, experimentelle Förderinstrumente zu entwickeln. Das Konzept der Raumpioniere ist dabei mit Absicht sehr weit gefasst. Es reicht von **A** über **D** bis **Z**, also etwa von rückgekehrten Mitgliedern ostelbischer **A**delsfamilien über ausgebaute Kuhställe mit kreativen **D**esignern bis zum frapperierenden Formenreichtum von **Z**wischennutzungen. Wir alle wissen bislang zu wenig, was zukunftsfähige einfallreiche Praxis- und Projektformen in diesen schwierigen Räumen zwischen Provinz und Metropole sein können! Um für Brandenburg kreative Raumpioniere anzulocken und die Stärken von Konträräumen gegen die dicht besiedelte Kernmetropole besser auszuspielen, sind hier also neue Überlegungen und Initiativen nötig.

Fazit: Eigenlogik im Zusammenspiel von Provinz und Metropole profilieren! Experimentierklauseln für Raumpioniere!

Vier Vorschläge:

a. Um zukunftsfähig über räumliche Entwicklungsziele verhandeln zu können, brauchen wir neben der funktionalen Perspektive differenzierende kulturelle Strategiekonzepte. Die „Kultur-Flanke“ der Raumentwicklung selbst reicht inhaltlich inzwischen ja von der Baukultur über Kulturlandschaften zu Milieukulturen und experimentellen Netzwerkkulturen, in denen kreatives Wissen in Projekte und häufig auch in Produkte überführt wird.

b. Dazu wird eine kontinuierliche individuelle Profilierung der unterschiedlichen Räume und Orte immer dringlicher, auf der Spur ihrer jeweiligen Eigenlogiken. Hier können wir von den Gegenstromverfahren der Raumordnung lernen: Selbstorganisationspotenziale der kreativen Milieus müssen jetzt stärker stimuliert und stabilisiert werden durch experimentelle Förderkomponenten.

c. Mit endogenen Potenzialen allein ist die Gefahr der Disparitätenverschärfungen zwischen Provinz und Metropole nicht mehr zu bannen. Darin spiegeln sich Langzeitfolgen eines jahrzehntelangen brain drain von der Provinz in die Metropole. Stattdessen gilt jetzt vermehrt: Die provinziellen Räume der Hauptstadtregion müssen sich selbst attraktiver machen für den Zuzug kreativer Akteure, für die Attraktion neuer Projektnetze und Kompetenzen. Sie müssen also noch viel stärker zu Orten werden, die Kompetenzen anziehen und halten können – einige meinen schon, wie Fliegenpapier unter der Küchenlampe (Sticky Places). Und diese Orte müssen solches auch öffentlich und attraktiv ausflaggen – u. a. mit abgesenkten Regelungsdichten, mit dem asketischen Charme der brandenburgischen Kulturlandschaften sowie der großen Chance, neu zu beginnen und sein Ding zu machen.

d. Perspektivisch geredet: Wirtschaftliche Innovationskraft in der peripheren Hauptstadtregion Berlin steht vor der Herausforderung, noch stärker als bislang neue Formen des Zusammenspiels von Mark und Metropole, von Metropole und Provinz zu erproben – auf dem Weg zu einem vielfältigen gemeinsamen innovativen Wirtschafts- und Kulturlandschaftsraum. ■



Ein Haus (von und) für Friedrich Gilly / Steinhöfel

Rainer Görß, Christine Hoffmann, Ania Rudolph

Im brandenburgischen Kulturjahr 2008 haben wir im „Garten Steinhöfe“ die Idee eines Hauses verortet, in dem sich die Qualitäten und Potenziale ländlicher und städtischer Kultur verbinden. Ein Haus für Kunst: nicht als Zweigstelle einer Stadtkultur, sondern als eigenständiges Relais, das die lokal vorhandenen historischen Fluchtlinien bündelt und für eine zeitgemäße und zukunftssträchtige Landkultur öffnet.



Wir haben uns die Freiheit genommen, Friedrich Gillys Zeichnung „Kuben im Sand“ als Bauanleitung für ein Gebäude, das begehbare Skulptur, Denkmal und Kunstraum zugleich sein könnte, zu benutzen. Durch eine skizzenhafte, temporäre Holzkonstruktion wurde ein Raumgedanke des visionären jungen Architekten, der am Ensemble von Steinhöfel (mit)wirkte, als Genius loci für

eine Sommersaison dingfest gemacht. Um diese nackte Konstruktion rankten sich das Jahr über Ereignisse und Veranstaltungen, die das angedachte Bauwerk räumlich und hinsichtlich seiner

möglichen Funktionen spürbar machten.

www.landkunstleben.de

Cottbus – Die Metropole im Kopf – Fragen über Fragen

Prof. Dr. Eduard Führ

Einige Gedanken zum 5. Architekturgespräch des BDA Landesgruppe Berlin in Cottbus. Podiumsdiskussion des BDA Brandenburg im IKMZ der BTU Cottbus mit Edda Campen (Potsdam), Sewan Latchinian (Senftenberg) und Bärbel Kannenberg (Wittstock/ Dosse); Moderation Eduard Führ (Cottbus)

In Cottbus über Metropole zu diskutieren, ist das nicht zu hoch gegriffen? Müsste man das nicht eigentlich in einer Metropole tun; also nicht in Cottbus, das zwar eine Stadt, gerade eben noch Großstadt ist. Aber Metropolis? Eine Metropolis ist doch eigentlich die Mutter aller Städte. Sollte man also über Metro-



Einladungskarte 5. Architekturgespräch
BDA Brandenburg in Cottbus

pole vielleicht eher in Berlin diskutieren, ist es vielleicht nur Berlin, wo man darüber diskutieren kann?

Aber Berlin, diese Agglomeration aus Dörfern, ist das wirklich eine Metropole? Eigentlich ist sie eine Möchtegern-Metropole. Müsste man nicht gleich New York oder Tokio heranziehen? Was ist die Kultur einer Metropole?

- Hektik, Hype und Hysterie?
- Kultur, Kunst und Kommerz?

Sind Metropolen Orte besonderen bürgerlichen Engagements? Sind das nicht eher die Orte von Konsum und Ego-



trips? Sind Metropolen eher Orte des Vorzeigens der Kultur, auch Orte der Weltkultur? Aber hat Weltkultur etwas mit bürgerlichem Engagement, mit bürgerlicher Beteiligung, mit bürgerlichem Einbezug, mit bürgerlicher Kreativität zu tun. Hat Weltkultur nicht immer auch etwas mit der Flucht aus der Lebenswelt zu tun? Ist Weltkultur nicht immer die Kultur from nowhere, von woandersher. Ist Weltkultur nicht zur Rezeption verdammt?

Sind diese Metropolen eigentlich auch Orte des Suchens, des Erfindens, des

Entwickelns und des Machens von Kultur? Braucht es dazu nicht die Provinz? Ist damit die Provinz nicht eigentlich die Mutter der Städte? Und meint Provinz nicht auch immer Landschaft, Ubiquität, Beteiligung, Selbermachen? Ist es nicht ein Fehler, wenn wir uns die neue (und die alte) Europäische Stadt als Oase vorstellen, in der das Leben brodelt und drum herum ist nichts als Wüste, Verderben und Tod?

Gerade in Brandenburg war das anders. Denken wir an Rheinsberg, Neu-Hardenberg, Muskau und Branitz, an die Maler,

die Schriftsteller, die Musiker und Architekten, die aus der Provinz geholt wurden; sie haben ihre Werke im Lande entworfen. Denken wir an die Wissenschaftler, die auf dem Lande die Ruhe und die Eingebung zu neuen Theorien fanden, mit denen sie dann in der ganzen Welt Erfolg hatten.

Was leistet die Provinz mit der Metropole im Kopf? Für die Provinz? Und für die Metropole?





3.2 Ressourcen bewahren – Kulturlandschaft gestalten



Oranienburg, neuer Park, Landesgartenschau Gelände. Foto: Laga-Oranienburg 2009 GmbH



Kulturlandschaften gestalten – das dritte Leitbild der Raumentwicklung in Deutschland in der neuen Landesentwicklungsplanung für Berlin und Brandenburg¹

Klaus Ermer, Ludger Gailing, Rita Mohrmann, Andreas Röhring



Kulturlandschaften sind nicht nur ästhetische Landschaften wie im Biosphärenreservat Schorfheide-Chorin ...

Kulturlandschaft als qualitativer Ansatz der Raumordnung

Kulturlandschaften werden nicht mehr nur ausschließlich als Schutzgüter, sondern zunehmend als regionale Entwicklungspotenziale aufgefasst. Darauf ist seit 2006 auch das dritte Leitbild der Raumentwicklung in Deutschland „Ressourcen bewahren, Kulturlandschaften gestalten“ gerichtet. Für die Raumordnung auf Lan-

des- und regionaler Ebene ergeben sich damit neue Handlungsanforderungen und -möglichkeiten, die über den eng verstandenen Erhalt gewachsener Kulturlandschaften, wie er im geltenden Raumordnungsgesetz (ROG) 1998 normiert wurde, hinaus gehen.

Der Auftrag der Raumordnung zur planerischen Gestaltung von Kulturlandschaften umfasst nun, dem Leitbild folgend, mehr als nur die Konservierung historisch bedeutsamer Räume. Die eigentliche Herausforderung besteht vielmehr in einer Weiterentwicklung der Landschaften im Sinne einer nachhaltigen Entwicklung – und zwar ganz gleich, ob es sich dabei um urbane, semi-urbane oder rurale Landschaftsräume handelt. Für den Erfolg raumordnerischer Konzepte zur Kulturlandschaftsgestaltung bedarf es eines begleitenden gesellschaftlichen Dialogs, der folgende Themenbereiche einbezieht:

- Kulturlandschaft als wichtige qualitative Ergänzung traditioneller Raumentwicklungspolitik

- Kulturlandschaftsgestaltung als erlebbare Eigenart, die der Förderung der regionalen Identifikation der Bewohner mit ihrem Umfeld dient
- Integration der Kulturlandschaftsgestaltung in regionale Entwicklungskonzepte als Beitrag zur Stabilisierung ländlicher wie stadtnaher Räume
- Förderung des Regionalmanagements und regionaler Marketingstrategien

Auch wenn heute die gesamte Landschaft in Mitteleuropa Kulturlandschaft ist, unterscheiden sich die einzelnen Kulturlandschaften durch ihre Qualitäten und Eigenarten. Sie werden durch die jeweiligen natürlichen Voraussetzungen und aktuellen Landnutzungen, typische Produkte, das historische Erbe und Traditionen geprägt. In Kulturlandschaften vereinigen sich vielfältige Interessen, städtische und ländliche Räume sowie Ansätze der Bewahrung und Entwicklung. Die Kulturlandschaft kann – wenn auch mit unterschiedlichen Zielstellungen und Interessen im Detail – ein gemeinsamer Bezugspunkt für Land- und Forstwirtschaft, Tourismus und regionale Wirtschaftsentwicklung, Denkmalpflege, Naturschutz sowie Stadt- und Dorfentwicklung sein. Eine gezielte Entwicklung der Kulturlandschaft kann daher nur begrenzt über formelle Planungsinstrumente erfolgen und ist von der Mitwirkung der regionalen Akteure abhängig.

Kulturlandschaften als Handlungsräume

Die Gemeinsame Landesplanungsabteilung Berlin-Brandenburg verfolgt im Rahmen der Überarbeitung ihrer raumordnerischen Rahmenseetzungen konsequenterweise einen Kulturlandschaftsansatz, der darauf gerichtet ist, Kulturlandschaften als Handlungsräume einer

¹ Textkürzung der Langfassung. Erstveröffentlichung „Kulturlandschaften als Handlungsräume begreifen“ in: Stadt und Grün / Das Gartenamt August 2008. Berlin S. 39-45



... sondern auch die Metropole Berlin ...



kooperativen Regionalentwicklung zu begreifen. In § 4 des neuen Gemeinsamen Landesentwicklungsprogramms der Länder Berlin und Brandenburg (LEPro 2007) heißt es unter anderem: „Die Kulturlandschaft soll in ihrer Vielfalt erhalten und zur Stärkung der regionalen Identität und Wirtschaftskraft weiterentwickelt werden. Metropole, Städte und Dörfer sind wichtige Elemente der Kulturlandschaft“. Dieser Ansatz orientiert – ganz im Sinne der Kulturlandkampagne 2008 – darauf, die bestehende raumstrukturelle Vielfalt zu erkennen und in die regionale Entwicklung zu integrieren. Zu dieser Vielfalt gehören nicht nur die märkischen Wälder, Felder und Seen, sondern auch die Spuren des Braunkohlebergbaus, die ehemaligen Militärstandorte und die neuen Energielandschaften. Nicht nur die Metropole Berlin, sondern auch die vielen größeren und kleineren Städte Brandenburgs sind als wichtige Ankerstädte in der Kulturlandschaft wesentliche Elemente der Konzeption. Nicht in der Betonung des Nebeneinanders von städtisch oder ländlich, von touristisch oder energiewirtschaftlich, von industriell oder landwirtschaftlich geprägten Strukturen, sondern in deren Verknüpfung werden Entwicklungs- und Gestaltungschancen gesehen.

Kulturlandschaften sind in ihrer jeweiligen regionalen Ausprägung mehr oder weniger klar abgegrenzte Räume, deren Identitäten und Images aus gemeinsamer Geschichte und Traditionen, typischen Bewirtschaftungsformen oder regionalen Produkten resultieren. Sie erschließen sich über Wahrnehmungs- und Identifikationsprozesse der ansässigen Bevölkerung. Sie haben eine soziale und kulturelle Bedeutung, indem sie – gerade in Zeiten der Globalisierung – Vertrautheit vermitteln und regionale Bindungen sichern. Positive Kulturlandschaftsimages stärken als weiche Standortfaktoren die Attraktivität einer Region. Durch regionale Initiativen, Projekte und Netzwerke, die miteinander kooperieren, können Kulturlandschaften zu Handlungsräumen entwickelt werden.

In Konkretisierung des Landesentwicklungsprogramms setzt der Entwurf des Landesentwicklungsplans Berlin-Bran-

denburg (LEP B-B) Impulse für die Berücksichtigung von Kulturlandschaften als Handlungsräume einer kooperativen Regionalentwicklung, die an regionale Eigenarten und Stärken anknüpft. Im Grundsatz 3.2 heißt es: „Kulturlandschaften sollen auf regionaler Ebene identifiziert und Leitbilder zu ihrer Weiterentwicklung formuliert werden. Durch eine regionale Vernetzung kulturlandschaftsrelevanter Steuerungsansätze und unter Einbeziehung bürgerschaftlichen Engagements sollen Strategien und Entwicklungskonzepte für die kulturlandschaftlichen Handlungsräume erarbeitet und umgesetzt werden“. In diesen Handlungsräumen sollen – an den jeweiligen imagedenden und identitätsstiftenden Qualitäten und Eigenarten anknüpfend – Netzwerke, Steuerungsansätze oder regional wirksame Projekte entwickelt werden, die nach Innen regionale Handlungsfähigkeit und Selbstorganisation gewährleisten und nach Außen eine Marketingwirkung und die Artikulation regionaler Interessen ermöglichen.

Für die Konstituierung kulturlandschaftlicher Handlungsräume in Berlin und

Brandenburg sind Abgrenzungsvorschläge entwickelt worden, die von den regionalen Akteuren als Anregungen aufgegriffen und modifiziert werden können (siehe Grafik). Diese kulturlandschaftlichen Handlungsräume orientieren sich nicht an administrativen oder naturräumlichen Grenzen, sondern beruhen auf der Analyse historischer Regionsbildungsprozesse, von Siedlungs- und Flächennutzungsstrukturen, der natürlichen und baulichen Ausstattung sowie Steuerungsansätzen, Netzwerken und Projekten mit Kulturlandschaftsbezug.

Anknüpfungspunkte für die Entwicklung kulturlandschaftlicher Handlungsräume im Sinne der neuen landesplanerischen Grundsätze in Berlin und Brandenburg bieten beispielsweise die Regionalparks rund um Berlin, das umfassende System der Großschutzgebiete, Regionen der integrierten ländlichen Entwicklung, LEADER-Regionen, Tourismusregionen, Kulturlandschaften des UNESCO-Welterbes, die Internationale Bauausstellung Fürst-Pückler-Land sowie andere interkommunale Netzwerke und Stadt-Land-Partnerschaften.



... und die vielen kleineren und größeren Städte wie Brandenburg an der Havel als Identitätsanker.



Anregungen für kulturlandschaftliche Handlungsräume in Berlin und Brandenburg

Motivierung kulturlandschaftlicher Initiativen

Der kulturlandschaftliche Gestaltungsauftrag der Raumentwicklung in Deutschland und seine innovative Anwendung in



Der Förderverein Mittlere Havel engagiert sich für die Etablierung der Flusslandschaft als Handlungsraum – der Havelbadetag soll dazu identitätsstiftend beitragen.

der Landesplanung für Berlin und Brandenburg sollen dazu anregen, auf die Menschen in den vielfältigen Regionen des gemeinsamen Planungsraums zuzugehen und ihre Eigeninitiative zu fördern. Die Vermittlung und Inszenierung kulturlandschaftlicher Besonderheiten durch regionalkulturelle Projekte und Initiativen verbinden die Menschen mit ihrer Region, fördern das kulturelle Leben und aktivieren zu Engagement.

Mit dem Ansatz kulturlandschaftlicher Handlungsräume ist kein aufwändiger konzeptioneller Neustart für Berlin und Brandenburg verbunden, da auf eine Fülle bestehender Aktivitäten, Netzwerke und Kooperationen zurückgegriffen werden kann. Voraussetzung ist, dass auf einen elitären Kulturlandschaftsbe-

griff verzichtet wird, der nur bestimmten Räumen aufgrund ihrer historischen Bedeutung, Ästhetik oder ihrer landschaftlichen Vielfalt und Eigenart zubilligt, „Kulturlandschaft“ zu sein. Der Kulturlandschaftsbegriff sollte vielmehr als motivierende Grundlage für regional spezifische Vernetzungsformen und Projektverbünde dienen. Durch die Vernetzung von Akteuren können in kulturlandschaftlichen Handlungsräumen wesentliche Beiträge für eine zukunftsorientierte, auch sozio-ökonomisch erfolgreiche Regionalentwicklung geleistet werden. Die in der Regel hohe Akzeptanz des Kulturlandschaftsbegriffs sowie die identitätsstiftende und imagebildende Wirkung von Kulturlandschaften bieten hierfür gute Voraussetzungen.



Zur Vermittlung des neuen landesplanerischen Ansatzes einer handlungsorientierten Kulturlandschaftsentwicklung wurde von der Gemeinsamen Landesplanungsabteilung eine Broschüre herausgegeben („Kulturlandschaften – Chancen für die regionale Entwicklung in Berlin und Brandenburg“), in der anhand zahlreicher Beispiele bestehender Kooperationen, Projekte und Netzwerke für eine aktive Gestaltung der Kulturlandschaft geworben wird.

Weitere Informationen unter:

<http://gl.berlin-brandenburg.de/imperia/md/content/bb-gl/publikationen/kulturlandschaften.pdf>

Fotos:

Ludger Gailing, IRS

Andreas Röhring, IRS

Norbert Löhn, Förderverein Mittlere Havel e. V.



Kulturlandschaftliche Besonderheiten bieten Anknüpfungspunkte für Projekte und Initiativen – im Museumsdorf Baruther Glashütte wird durch einen Verein die Glasmachertradition aufrechterhalten

Sommerfest in der Provinz – Kulturland Brandenburg 2008 zu Gast in Altdöbern

Klaus Otto Weymanns

Am 6. und 7. September 2008 fand im Schlosspark Altdöbern ein Park- und Familienfest statt, veranstaltet von Kulturland Brandenburg, der Gemeinde und dem Amt Altdöbern. Eröffnet wurde das Fest durch die Ministerin für Wissenschaft, Forschung und Kultur, Prof. Dr. Johanna Wanka, und den Minister für Infrastruktur und Raumordnung, Reinhold Dellmann.

In der Provinz gibt es noch viele verborgene oder in Vergessenheit geratene Orte wie etwa das Schloss und der Schlosspark in Altdöbern. Die Entwicklungsgeschichte des Ortes ist bestimmt vom Wechselspiel zwischen Provinz und Metropole(n). Das Schloss und der Park entstanden im frühen 18. Jahrhundert, in der Blütezeit des Sächsischen Barock. Der Schlosspark zählt mit seinem Heckentheater und dem französischen



Luftbildaufnahme Archiv LMBV, Peter Radke, Rolf Wünsche



Ministerbegrüßung zum Sommerfest Altdöbern. Foto: Klaus Weymanns

Garten mit den Wasserspielen zu den bedeutendsten barocken Gartenanlagen Brandenburgs. Der Ort ist dennoch für viele weitgehend unbekannt. Das Park- und Familienfest gab Gelegenheit, dieses Gesamtensemble zu erkunden und zu erleben.

Altdöbern als Teil des Lausitzer Seenlandes

Altdöbern mit seinem in unmittelbarer Nähe und in Flutung befindlichen Altdöberner See (ehemaliger Braunkohlentagebau Greifenhain) ist ein bedeutender Teil des Lausitzer Seenlandes.

Die durch das Referat GL 6 in Auftrag gegebene Studie zur Integrierten Touristischen Entwicklung des Lausitzer Seenlandes (ITLS) – November 2008 – stellt fest, dass der Kern für eine prosperierende Entwicklung des Amtsbereiches Altdöbern in einer Kombination von Tradition, Park und Landschaft sowie Kunst und Kultur liegt.

Wie sie weiter darstellt, kann hier ein Alleinstellungsmerkmal herausgearbeitet werden, da am Altdöberner See, im Gegensatz zu den anderen Seen des Lausitzer Seenlandes, der Schwerpunkt nicht im Bereich Wassersport gesehen wird. Die Entwicklung sollte vom Schlossensemble Altdöbern mit der dazugehörigen Parkanlage ausgehen, das zu



Französischer Garten am Sommerfestabend. Foto: Klaus Weymanns

einem Schlüsselprojekt im Lausitzer Seenland, wenn nicht sogar für die gesamte Lausitz, avancieren könnte.

Dieser kulturhistorische Standort ist ein entwicklungsstrategisches Juwel für die Region und liegt unmittelbar an der alten Handelsachse Dresden – Cottbus – Berlin. Das im sächsischen Barockstil gebaute Schloss, bestehend aus einer fünfgeschossigen Dreiflügelanlage mit zwei Türmen, Anbau mit Rundturm und Portal liegt inmitten einer weitläufigen Parkanlage und zählt zu den fünf größten Anlagen seiner Art in Brandenburg. Zum Ensemble gehören neben dem Schlossgebäude selbst eine doppelte Vorhofanlage mit Kavaliershäusern, Mar-

Im südöstlichen Teil unseres Bundeslandes vollzieht sich nämlich Erstaunliches, ja geradezu Epochales. Zwischen Berlin und Dresden werden Berge versetzt, Landschaften in ihren Grundstrukturen verändert und Seen geschaffen. Es ist sicherlich nicht vermessen, von der größten Landschaftsbaustelle Europas zu sprechen.

Eine neue, vom Tourismus geprägte Landschaft ist absehbar. Zwischen dem Bergheider See im Westen, dem Gräbendorfer See im Norden, dem südlich gelegenen Senftenberger See und dem Bärwalder See im Osten entsteht das brandenburgisch-sächsische Lausitzer Seenland.



Heckentheater. Foto: Dr. Renate Fritz-Haendeler

stall, Orangerie und eine angeschlossene Gutshofanlage. Mit der 60 ha großen Parkanlage zählt dieses Objekt zu den größten seiner Art in Brandenburg. Besonders hervorzuheben sind der Französische Garten, ein 13 ha großer „Salzteich“, historischer Baumbestand, Wasserspiele und zahlreiche Plastiken. Der Schlossbereich mit seiner weitläufigen Gartenanlage und die Ortschaft Altdöbern bilden eine städtebauliche Einheit. Hier kann sich ein Zentrum für den kulturell und historisch interessierten Besucher des Lausitzer Seenlandes entwickeln.

Das Lausitzer Seenland

Ausgehend von der „Teilmenge“ Altdöbern/Altdöberner See lohnt sich ein umfassender Blick auf den Gesamtentwicklungsraum des Lausitzer Seenlandes.

Diese Entwicklung gerät zunehmend in den regionalen und überregionalen (internationalen) Focus. Die bereits heute zu verzeichnenden Besucherzahlen und das breite Interesse an dieser wohl einmaligen Aufbauleistung verheißen dem Lausitzer Seenland eine gute und wirtschaftlich tragfähige Zukunft mit langfristigen Perspektiven für die Bevölkerung.

Weitere Informationen, insbesondere zum Braunkohlenbergbau als historischem Ausgangspunkt, zur Finanzierung über die Verwaltungsabkommen Braunkohlensanierung (im Übrigen ein über Jahre bewährtes Bund-Länder-Konjunkturprogramm!), zu einzelnen touristischen Angeboten und zur Internationalen Bauausstellung Fürst-Pückler-Land als „Werkstatt für neue Landschaften“ können dem Artikel „Das Lausitzer Seenland – Eine Region im Aufbruch“ (MIR AKTUELL Heft 04-2008) entnommen



werden. Daher beschränken sich die folgenden Ausführungen auf zwei ergänzende Aspekte, die nicht zuletzt im direkten Kontext zu Aufgaben und Zuständigkeiten unseres Hauses stehen.

Zunächst zielt die Betrachtung auf das Landesentwicklungsprogramm 2007 (LEPro 2007) der Länder Berlin und Brandenburg und dort insbesondere auf den § 4 „Kulturlandschaft“. Wie § 4 LEPro 2007 in seiner Begründung u. a. ausführt, sollen auch durch Rohstoffabbau stark beeinträchtigte Landschaften wieder zu neuen, qualitativ hochwertigen Kulturlandschaften gestaltet werden. Dazu bedarf es kreativer Konzepte wie beispielsweise das Projekt der „Internationalen Bauausstellung (IBA) Fürst-Pückler-Land“. Ihr Ziel ist es, die einmalige und unverwechselbare bergbaugeschichtete Kulturlandschaft in der Lausitz gezielt in Wert zu setzen.

Die Entwicklung des Lausitzer Seenlandes mit ihren täglich zu beobachtenden Fortschritten unterstreicht dieses Ziel in besonderer Weise. So wird eine Entwicklung und Aufwertung der gesamten Region befördert und zu einer veränderten Wahrnehmung und Nutzung dieses Raumes beitragen.

Auch das Thema „Baukultur“ prägt die Lausitz und das Lausitzer Seenland. Die monumentalen Bauwerke der Energie-

industrie, die imposanten industriellen Anlagen und die bizarren Landschaften der Lausitz sind in ihrer Gesamtheit einzigartige Zeugnisse einer 150-jährigen Industrietradition. Die ENERGIE-Route Lausitzer Industriekultur, Partner der Europäischen Route der Industriekultur, verbindet diese Attraktionen zu einem eindrucksvollen Erlebnis. An den einzelnen Standorten (z. B. Brikettfabrik Louise; Besucherbergwerk F 60; Erlebnis-Kraftwerk Plessa; Biotürme in Lauchhammer; Bergbaumuseum Knappenrode in der sächsischen Lausitz) wird dem interessierten Besucher – unterlegt durch wechselnde Veranstaltungskalender – die industrielle Vergangenheit am „noch lebenden Objekt“ nahe gebracht.

Unser Haus unterstützt über die IBA, aber auch direkt mit Landesmitteln aus den jeweiligen Verwaltungsabkommen Braunkohlensanierung die ENERGIE-Route Lausitzer Industriekultur.

Provinz und Metropole / Metropole und Provinz

Welche Rolle für die Entwicklung des Lausitzer Seenlandes spielt dabei das gemeinsame Leitbild der Hauptstadtregion mit dem Kernsatz:

„Wir wollen Stärken stärken.
Wir wollen die vorhandenen Poten-

ziale in allen Teilräumen unterstützen und sie für die nachhaltige Entwicklung der gesamten Region einsetzen.“?

Das länderübergreifende Lausitzer Seenland mit seinen vielfältigen Potenzialen hat das Zeug, sich nach und nach zu einer attraktiven und wirtschaftlich tragfähigen Tourismusregion mit nationaler und auch internationaler Strahlkraft zu entwickeln.

Dabei wird dieser Entwicklungsraum (in der Provinz) zweifellos auch eine Bereicherung für Berlin, den berlinnahen Raum und die Hauptstadtregion Berlin-Brandenburg insgesamt darstellen und den Standortfaktor „Tourismus“ deutlich stärken.

Diese Prognose hat durch die jüngsten Meldungen im Zusammenhang mit der Bahnstrecke Cottbus – Berlin eine weitere Untersetzung mit – um im Bild zu bleiben – „grünem Signal“ erhalten. Durch beharrliche und letztlich erfolgreiche gemeinsame Verhandlungen durch unser Haus und die Cottbuser Rathauspitze mit dem Bund steht nun fest, dass die gesamte Bahnstrecke in den nächsten Jahren ausgebaut wird und sich damit die Fahrzeiten deutlich reduzieren werden.

Provinz und Metropole bewegen sich weiter aufeinander zu! ■

(Un) Mögliche Räume

Anja Osswald, Karsten Wittke

Baruth /Mark im Landkreis Teltow – Fläming gilt mit einem Bevölkerungsstand von 4.400 Einwohnern und einer Flächengröße von über 231 km² laut EU-Definition faktisch als „unbewohntes Gebiet“, denn hier leben nur 19 Einwohner je km². Somit eigentlich ein weißer Fleck auf der Karte, leerer Raum, funktionslos, ohne Infrastrukturen und nicht weiter zu beachten. Faktisch!

Das dem nicht so ist, sondern sich gerade hier, den „Unräumen“, unerwartete

Möglichkeiten einer neuen Art von Kulturprojekten entwickeln können, zeigen Beispiele der Aktivitäten des in Baruth ansässigen Institutes zur Entwicklung des ländlichen Kulturraums, I-KU.

Die Baruther Gespräche

Das erste Baruther Gespräch fand 2006 statt. Im Zentrum stand die Frage nach den Möglichkeiten und Bedingungen von Kunst in ländlichen Räumen. 2008 wurden kulturelle Wertschöpfungspro-

zesse diskutiert. Der Fokus richtete sich nun weniger auf Kunst im engeren Sinn, sondern galt vor allem der Produktion von – auch – ökonomischem Mehrwert durch innovative Kulturprojekte. Welchen ideellen und ökonomischen Beitrag kann Kultur zur Regionalentwicklung leisten?

Diese Fragestellungen wurden im Kontext der Lebensbedingungen von Kreativen auf dem Land erörtert. Denn einige der Mitglieder des I-KU haben sich mit Familie, Kindern und unter oftmals pre-



I-KU Weinbergteam Baruth 2008. Foto: I-KU Bildarchiv

kären Arbeitsbedingungen für ein Leben jenseits des urbanen Speckgürtels entschieden.

Der neu angelegte Baruther Weinberg Baruth hatte, wie so viele andere Orte in Brandenburg auch, eine Tradition des Weinanbaus. Diese Tradition wurde in 2006 aufgegriffen und nun hat Baruth

wieder einen Weinberg mit 1.300 Rebstöcken. Der Weinberg ist einer von den dreizehn in Brandenburg offiziell anerkannten Anbauflächen. Dieses Kulturprojekt ist aus mehreren Blickwinkeln heraus spannend: Ist es ein Kunstwerk oder Landschaftskunst, weil es Künstler angelegt haben? Ist es Landwirtschaft, weil Weinbau Landwirtschaft ist? Ist es

Wertschöpfung, weil ein handelbares Produkt hergestellt bzw. verkauft wird? Oder hat der Weinberg auch eine symbolische Funktion, insofern er dazu anregt, über das Produkt Wein über die Verbindung von Fühlen, Riechen und Schmecken in unserer Kultur zu reflektieren?

Auf jeden Fall ist es ein Projekt zum „Anfassen“, und dies zeigen die schon nach zwei Jahren zum Bestandteil der Baruther Alltagskultur gewordenen Weinbergfeste.

Doch nicht nur in Baruth ist das I-KU aktiv, denn in 2007 hat sich das Netzwerk für Raumumordnung als Zusammenschluss von Kultur-Projekt-Entwicklern im ländlichen Raum Brandenburgs gegründet. Damit werden die Aktivitäten aus den Regionen herausgetragen und auf Landes-, nationaler und internationaler Ebene weitergeführt.

Weitere Infos zu dem Thema unter: www.i-ku.net und www.raumumordnung.net



Vier Ortsgespräche und ein Landesdenkmaltag zum Verhältnis von Provinz und Metropole

Dr. Thomas Drachenberg

Das Brandenburgische Landesamt für Denkmalpflege und Archäologische Landesmuseum hat als Denkmalfachbehörde

zusammen mit der Brandenburgischen Architektenkammer und der Brandenburgischen Gesellschaft für Landesge-

schichte und Denkmalpflege e. V. mit den Ortsgesprächen und dem 17. Denkmaltag im Land Brandenburg ein ganzes Veranstaltungspaket geschnürt, das wir 2008 unter das Motto der Kulturlandkampagne gestellt haben.



Einladungskarte Ortsgespräch TFH Wildau. Foto: Werner Huthmacher

Mit den mittlerweile traditionellen Ortsgesprächen haben wir versucht, die Verbindungen der Sanierung im Bestand mit neuer Architektur an aktuellen Beispielen im Land Brandenburg vorzustellen und vor allem öffentlich, also über die Expertenrunden einer Baubesprechung hinaus, zu diskutieren. Das Motto der Kulturlandkampagne bot uns dabei den ideellen Rahmen: Die Metropole Berlin hat auf vielen Gebieten das heuti-



ge Land Brandenburg beeinflusst – in gleicher Weise hat das Land auf die Metropole gewirkt – bis heute.

Wir haben uns in den Ortsgesprächen vier Themenfelder ausgewählt: Mit der Bibliothek und dem Umbau einer Fabrikhalle zu einem Lehrgebäude in der Fachhochschule in Wildau die Nachnutzung eines Industrieareals, mit den Kasernen in Jüterbog II ein Militärareal und mit dem Haupt- und Landgestüt in Neustadt an der Dosse das für Preußen bis heute wichtige Thema Pferdezucht. Das letzte Ortsgespräch behandelte den spektakulären Umbau des Bahnhofes in Luckenwalde als Teil der neuen Infrastruktur.

Während in Wildau an der Bibliothek und einem Lehrgebäude zwei unterschiedliche Sanierungskonzepte vergleichend betrachtet und diskutiert wurden, war in Neustadt an der Dosse die Sanierung des Bestandes und die sensible Einführung von neuen Bauten das beherrschende Thema. In Luckenwalde wurde sehr kontrovers über die Frage diskutiert, ob der Neubau als Annex zum Bahnhofsgebäude, der für das neue Raumprogramm der Bibliothek notwendig war, den Bestand dominiert oder beides trotz der unterschiedlichen Sprache doch eine Einheit bildet.

Wichtig war uns, die immer wieder spannende Auseinandersetzung zwischen dem Denkmalwert und der Erhaltung des Bestandes einerseits und der Umnutzung, der Veränderung des Erscheinungsbildes andererseits zu thematisieren. Anders formuliert: Wir haben uns damit beschäftigt, wie Baukultur bewahrt wird und wie sie neu entsteht. Es ist aber nicht nur das Verhältnis zwischen Bewahrung und Neubau bei der Sanierung, sondern auch die gerade im Land Brandenburg wichtige Frage der mittelfristigen Erhaltung und Konservierung von Baukultur, die zur Zeit keine reale Chance der Neu- und Umnutzung hat, in den Kasernen von Jüterbog II erörtert worden. Wir werden uns zunehmend damit beschäftigen müssen, wie wir wichtige Denkmale bewahren, wie wir unsere gebaute Geschichte konservieren, auch wenn sie momentan keine Nutzung haben kann. Wir brauchen Visionen für die wichtigen und bewah-

renswerten Ankerpunkte im Land Brandenburg, das sich selbst mitten in einer Umstrukturierung befindet.

Der 17. Denkmaltag widmete sich am 10. Oktober 2008 zunächst den Beziehungen zwischen der sogenannten Provinz und der Metropole: Felix Escher ging in seinem einführenden Referat der Frage nach, wie sich das System mehrerer Hauptstädte und einer Metropole vom Mittelalter bis in die frühe Neuzeit in unserer Gegend entwickelt hat. Wo sind die Ursachen für das heute noch so empfundene bipolare Verhältnis?

reichen Themenfelder der Beziehungen der Metropole zur sogenannten Provinz: Das Landgut Borsig in Groß Behnitz (Michael Stober), die Schwartzkopffwerke in Wildau (Ruth Klawun), der Südwestkirchhof in Stahnsdorf (Olaf Ihlefeldt) und die Heilstätten in Beelitz (Gerd Ohligschläger) wären ohne die Metropole Berlin nicht denkbar. Während sich die Elite des 18. und 19. Jahrhunderts in Bad Freienwalde (Felix Merk) erholten, entstand Wilhelmshorst 1907 im Südwesten von Berlin als Ort der Stadtflucht (Rainer Paetau¹). Das Olympiagelände in Elsthal (Martin Honerla) ist als natio-



Einladungskarte Ortsgespräch Jüterbog. Foto: BLDAM

Sibylle Badstübner-Gröger reflektierte die zu beobachtende Landflucht des Berliner Großbürgertums. Vor ca. 100 Jahren wurden viele Berliner Architekten mit Bauten in der Mark Brandenburg beauftragt. Das Umland wird mit seinen Qualitäten vor ca. 100 Jahren hochgeschätzt und bebaut.

nale Aufgabe entstanden und hat mittlerweile große Chancen, als Dokument der qualitativollen zeitgenössischen Architektur erhalten zu bleiben.

Auf der Tagung wurde Wert darauf gelegt, dass überwiegend Beiträge von

Die Tagung beschäftigte sich darüber hinaus mit einzelnen Beispielen der zahl-

¹ War leider zur Tagung kurzfristig verhindert. Beitrag wird veröffentlicht



Einladungskarte Ortsgespräch Luckenwalde, Bibliothek im Bahnhof. Foto: ARGE WFF



Nicht-Denkmalpflegern und Nicht-Architekten zum Vortrage kamen. Der Nutzer, der Besitzer und der kommunale Verantwortliche sollten zu Worte kommen, um vor allem die Chancen und Probleme der Erhaltung und Bewahrung aus einer breiteren Sicht

als die der denkmalpflegerischen oder architektonischen Fachfrage zu erörtern. Damit wurde der in den Ortsgesprächen aufgenommene Dialog zwischen Nutzer, Besitzer, Architekt und Denkmalpfleger auch auf der Tagung fortgesetzt.

Im Jahr 2009 wird das inzwischen etablierte und erfolgreiche System der vier Ortsgespräche und des Denkmaltages im Land Brandenburg fortgesetzt werden.



Vierfacher Perspektivenwechsel – Architekturgespräche 2008

Sigrid Albeshausen

Berlin, Wittstock, Großräschen, Schwedt – gegensätzlicher hätten die Orte nicht sein können, an denen die Architekturgespräche 2008 stattgefunden haben. Mit ihrer jeweiligen Besonderheit stehen sie für die unterschiedlichen Aspekte, die in dem Thema der diesjährigen bran-

denburgischen Kulturlandinitiative Metropole und Provinz – Provinz und Metropole enthalten sind. Die Architekturgespräche werden seit mehreren Jahren erfolgreich durchgeführt. Sie greifen Themen auf, die für die Entwicklung des Landes wichtig erscheinen und haben das Anliegen, über eine Verständigung unter Fachleuten weit hinausgehend, eine breitere Öffentlichkeit für Kultur und speziell für Bau- und Landschaftskultur zu interessieren. Das gute Publikumsinteresse zeigt, dass die Intention richtig ist.

senheit und Interesse füreinander bestimmt. Jeder weiß aber, wie scharf Interessenkonflikte zwischen Berlin und Brandenburg sein können, wenn es um politische Entscheidungen oder konkrete Ansiedlungen geht. Um den Blick zu weiten, wurden verschiedene europäische Metropolenregionen im Vergleich zur „Metropolenregion Berlin-Brandenburg“ betrachtet. Wenn man Metropolen allein zum Maßstab der Entwicklung eines Landes mache, werde man Wesentliches verspielen, so die Erkenntnis. Wichtig sei es, gemeinsame Ziele und ein spezielles Profil zu haben, Marketing im Namen der Region zu betreiben, um im europäischen Wettbewerb bestehen zu können. Um einer nachhaltigen Entwicklung willen, müssten sich Berlin und Brandenburg in einer Leistungspartnerschaft gegenseitig ergänzen und von einander profitieren, sie hätten die Chancen auf hervorragenden Ausgleich. Dass es sich bei dieser Behauptung nicht um eine Floskel handelt, wurde aus einer Reihe von Beispielen deutlich, für die auch die Persönlichkeiten stehen, die auf dem Podium zu dem Gespräch beigetragen haben. So bestätigte Sewan Latchinian, Intendant der Neuen Bühne Senftenberg, dass es ein Reichtum sei, den ständigen Wechsel von Großstadt und Provinz zu erleben.

Über den Dächern von Berlin, hoch oben auf dem „stilwerk berlin“, haben sich am 23. Juni 2008 etwa 150 Leute getroffen, um über Metropole und Provinz nachzudenken. Dazu hatten die Brandenburgische Architektenkammer gemeinsam mit der Architektenkammer Berlin eingeladen und so die Gesprächsreihe 2008 eröffnet. Gesprächsteilnehmer auf dem Podium waren:

- Prof. Urs Kohlbrenner, Stadtplaner und Architekt aus Berlin
- Sewan Latchinian, Intendant der neuen Bühne senftenberg
- Wolfgang Kil, Autor und Architekturkritiker aus Berlin
- Christiane Nowak, Bereichsleiterin Stadtentwicklung Eisenhüttenstadt
- Michael Stein, Stadtplaner und Bauherr aus Berlin

Das zweite Architekturgespräch fand am 18. September 2008 in Wittstock statt, der flächenmäßig „größten Kleinstadt Deutschlands“. Das Gespräch war Teil einer mehrtägigen internationalen Ver-



Einladungskarte zum 1. Architekturgespräch in Berlin



anstellung, die „Zehn Jahre Wittstocker Erklärung“ zum Anlass genommen hatte, um sich mit den Zukunftschancen der Kleinstädte in Europa zu befassen. Auf dem Podium haben diskutiert:

Bärbel Kannenberg, Architektin in Wittstock/Dosse

Reinhard Jung, Journalist und Landwirt in Lennowitz/Prignitz

Barbara Klembt, Bürgermeisterin in Wiesenburg/Mark

Andreas Willisch, Thünen-Institut für Regionalentwicklung e. V.

Rüdiger Maul, ECOVAST, Architekt in Esslingen/Pfalz

Es wurde beklagt, dass Kleinstädte und Dörfer allgemein zu wenig wahrgenommen werden, Politik und Planungspolitik in allen europäischen Ländern sei weitgehend auf die Ballungsräume ausgerichtet. Weltweit stehe jeder dieser Orte vor Herausforderungen, verursacht durch die globale Wirtschaft, durch Veränderungen in Lebensmittelerzeugung und Energiegewinnung. Speziell der rückläufige Anteil der jungen Leute habe Auswirkungen auf die Besiedlung und die soziale und kulturelle Infrastruktur. Eindrucksvoll wurde deutlich, dass sich Brandenburger Kleinstädte zunehmend ihrer eigenen Stärken vergewissern und von der Landesregierung erwarten, Stärken tatsächlich zu stärken und nicht nur die Starken zu stärken. Neben einer Fülle von Anregungen zur regionalen Kooperation, zu nachhaltigen wirtschaftlichen Aktivitäten und Vermarktungsstrategien wurde immer wieder die große Bedeutung der Bildung herausgestellt.

Einig war man sich, dass mit der Wittstocker Erklärung Pionierarbeit geleistet worden ist, sie habe ihre Wichtigkeit und ihre Aktualität behalten. Es gäbe jedoch keinen Grund zur Selbstzufriedenheit; immer wieder sei die Frage zu stellen, wie Wertschöpfung vor Ort erfolgen kann, wie Menschen in der Provinz gehalten und neue Bürger gewonnen werden können. Nicht zuletzt die baukünstlerische Qualität trage dazu bei, Menschen an die kleinen Städte zu binden, beziehungsweise diese für potenzielle Neubürger attraktiv zu machen.

Für das dritte Architekturgespräch „Ressource Landschaft“ am 16. Oktober 2008 wurde die größte Landschaftsbau-stelle Europas gewählt; es fand statt auf den IBA-Terrassen in Großräschen in der Lausitz. Gesprächsteilnehmer auf dem Podium waren:

Prof. Dr. Klaus Müller, Leibniz-Zentrum für Agrarlandschaftsforschung Müncheberg
Prof. Dr. Rolf Kuhn, Geschäftsführer IBA Fürst-Pückler-Land

Hans-Georg von der Marwitz, Landwirt und Unternehmer in Friedersdorf

Prof. Dr.-Ing. Jürgen Peters, Landschaftsarchitekt, Fachhochschule Eberswalde
Joachim Krätschmer, Vattenfall Europe Mining & Generation

Das Gespräch hat dem Thema Metropole und Provinz – Provinz und Metropole mit dem Fokus auf die vielfältigen Nutzungsanforderungen an die Landschaft weitere Aspekte hinzugefügt. Nutzungsansprüche seien in ständiger Veränderung begriffen. Dazu gehörten Landwirtschaft, Naturschutz, Energieproduktion, neue Erwerbszweige von Freizeit und Erholung, die allenthalben miteinander kollidieren. Auch die Landwirtschaft werde heute weitgehend in einer Form betrieben, „die sich in einer landschaftsprägenden Verarmung“ zeige; sie könne aber nicht auf kurze Zeitabschnitte und schnelle Rendite fokussiert werden. Die aktuelle Finanzkrise mache deutlich, wie wichtig unmittelbare Verantwortung von Menschen ist im Blick auf kommende Generationen. Der Tenor des Gespräches war, sich den Herausforderungen nicht zu verweigern, sondern die unterschiedlichen Ansprüche zu harmonisieren und Verfügungsrechte auszuhandeln. Im Sinne einer Generationengerechtigkeit gelte es, mit Landschaft überaus verantwortungsvoll umzugehen. An den bedeutenden Landschaftsgestalter Fürst Pückler anknüpfend, wurde in dem Gespräch „Schönheit als ein Aspekt der Nachhaltigkeit“ herausgestellt. Wie wichtig sie sei, werde allzu oft erst bemerkt, wenn sie in Gefahr sei, verloren zu gehen. Es gäbe weder „die“ Landschaft noch sei es sinnvoll, eine Wunschlandschaft anzustreben, denn „eine Vielfalt von Landschaften ist eine Minimierung der Risiken“.



Einladungskarte zum 2. Architekturgespräch in Wittstock

Mit dem letzten Architekturgespräch 2008 erfolgte der vierte Perspektivenwechsel auf Metropole und Provinz – Provinz und Metropole. Mit ihren 36.000 Einwohnern ist Schwedt einer der wichtigsten brandenburgischen Industriestandorte mit der Papierfabrik und der PCK Raffinerie GmbH, eines der größten Erdölverarbeitungsunternehmen weltweit. Die Stadt darf sich seit 2008 „Nationalparkstadt“ nennen und verdankt die Auszeichnung ihrer Lage im einzigen deutschen Flussauenationalpark. Der Minister für Infrastruktur und Raumordnung des Landes Brandenburg Reinhold Dellmann wurde als Gast der Veranstaltung begrüßt. Dellmann würdigte Schwedt als innovative Stadt, wenn es gilt, Probleme entschlossen anzupacken, Menschen mitzunehmen, Partner zu suchen. Schließlich sei die Initialzündung für den Stadtbau Ost von Schwedt ausgegangen. Beispielhaft seien auch das kulturelle Profil und die grenzübergreifende Zusammenarbeit mit der pol-



Einladung zum 3. Architekturgespräch in Großräschen

nischen Nachbarregion. Auf dem Podium haben diskutiert:

Jürgen Polzehl, Bürgermeister von Schwedt

Prof. Christoph Dielitzsch, Architekt und Stadtplaner, Dresden
Dr. Ingeborg Beer, Stadtsoziologin, Berlin
Reinhard Simon, Intendant uckermärkische Bühnen Schwedt

Veränderung sei in Schwedt nicht nur ein Erfordernis, sondern ein Dauerzustand. Schwedt als Industriestadt bedeute leider noch nicht einen hohen Beschäftigungsgrad, denn Industrie sei heute kapitalintensiv, aber nicht arbeitskräfteintensiv. Mit diesem Gespräch wurde erneut das Vorurteil ad absurdum geführt, dass im Gegensatz zur Dynamik, Kreativität und Veränderungsbereitschaft von Metropolen, die Provinz der Ort von Kleingeist und Apathie sei. In den peripheren Bereichen Brandenburgs entwickelt sich unter dem Druck von gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Rahmenbedingungen ein beachtliches Selbstbewusstsein. Konsens zwischen den Gesprächsteilnehmern war, dass Provinz mit den Schrumpfungsprozessen an Kraft gewinnen kann, indem nachhaltige städtebauliche Formationen hergestellt, Funktionen gestärkt, kreative Nischen gefunden, ein produktiver Wettstreit mit anderen und mit der Metropole ausgefochten wird. Es wurde die Bedeutung einer leistungsfähigen Infrastruktur betont, die eine Vernetzung von Metropole und Provinz, aber auch eine grenzüberschreitende Vernetzung ermöglicht.

In allen vier Gesprächen war klar, dass Berlin „die“ Metropole innerhalb der

Metropolenregion Berlin-Brandenburg ist, aber mit Selbstbewusstsein kam immer wieder zum Ausdruck, dass sich auch die brandenburgischen Städte, bis hin zu den Kleinstädten, als Metropolen oder „Mutterstädte“ für ihr Umland betrachten, dass sie sich in der Verantwortung sehen und dass sie von der Landespolitik entsprechende Wertschätzung erwarten, nicht zuletzt durch eine ressortübergreifende und abgestimmte Förderpolitik, die der Komplexität der Probleme in der Region gerecht wird.

Die Podien, die von kompetenten Persönlichkeiten aus Kommunalpolitik, Wissenschaft, Wirtschaft, Journalismus, Kultur, Architektur und Städtebau besetzt waren, haben eine Fülle von Informationen und Ideen eingebracht und gezeigt, wie man im fairen Meinungsstreit zu vorwärtsweisenden Erkenntnissen kommen kann.

Danuta Görnandt vom rbb Kulturradio hat alle vier Architekturgespräche moderiert und einen Gedankenbogen hergestellt. Von dem Sender wurden sie in seine Reihe „Märkische Wandlungen“ aufgenommen und auf diese Weise einer weiteren interessierten Öffentlichkeit zugänglich gemacht.

Das Ministerium für Infrastruktur und Raumordnung des Landes Brandenburg hat die Gesprächsreihe gefördert. ■

Den eigenen Reichtum finden

Bärbel Kannenberg

„Etwas schön finden, heißt ja wahrscheinlich vor allem: es finden“. Robert Musil
Das Kirchengebäude in der Mitte des Rundlingsdorfes Glienicke war unansehnlich und der Anblick verschlechterte sich von Jahr zu Jahr. Dass der Spitzhelm in den 1970er Jahren abgebrochen worden war, damit hatte man sich im Dorf abgefunden – „Wo soll das

viele Geld für die Wiederherstellung herkommen? Doch etwas schöner sollte die Kirche schon werden, eine kosmetische Behandlung müsste drin sein ...“. Die Pappschildeln als Dachdeckung gegen Ziegel austauschen und den Außenputz erneuern – so lautete die Bauaufgabe für unser Architekturbüro, wie sie Ende 2003 durch den geschäfts-

führenden Pfarrer an uns herangetragen wurde.

Von der Besonderheit der Glienicker Kirche hatten wir bereits gelesen und gehört: ein Oktogon, 1815 erbaut, mit einer Schenkellänge von nur 4,85 Meter und einem mittig aufsitzenden Spitzhelm. Ein Bezug zu Schinkel war geläufig, aber



nicht nachgewiesen. Bei einer ersten Inspektion in Glienicke zeigte sich das Gebäude in einem erbärmlichen Zustand. Es war uns klar, dass die schnelle „kosmetische Behandlung“ einem Strohfeuer gleichen würde und die Gefahr in sich barg, durch Aktionismus letztlich eine weitere Zerstörung der bauzeitlichen Substanz zu verursachen. Die Aufgabenstellung musste neu definiert werden. Vor Ort bildete sich unter unserer Anleitung schnell ein kleiner Arbeitskreis mit drei gestandenen Glienicckern. Recherchen zur Bauzeit in den Kirchenakten und im Landeshauptarchiv folgten. Nach Prüfung der Gebäudebefunde stellten wir unsere Gedanken der interessierten Dorfgemeinschaft vor. Neben der „kosmetischen Behandlung“, quasi der eigentlichen Aufgabenstellung, hatten wir als maximale Variante die Wiederherstellung der ursprünglichen Fassung ausgearbeitet. Die zeichnerische Darstellung der Ansichten verblüffte – die Differenz der finanziellen Aufwendungen war nicht so groß wie vermutet.

Der eigentlich für unmöglich gehaltene Wunsch, das imposante Kirchengebäude im Zentrum des eigenen Dorfes „wiederzufinden“, wurde greifbar. Nach verschiedenen Arbeitsgesprächen wurde im September 2004 der Förderverein „Dorfkirche Glienicke“ e. V. mit dem Ziel „Wiederherstellung der bauzeitlichen Fassung des Kirchengebäudes“ gegründet. Gleichzeitig galt es, für die Nutzung der Kirche neben den kirchlichen Diensten neue Funktionen zu finden. Einige kannten die Kirche nur noch von außen und hatten sie nie zuvor betreten.

Ein Festvortrag zur Geschichte von Glienicke und zum Kirchenbau von 1815 zog schon kurze Zeit nach der Vereinsgründung so viele Zuhörer an, dass die Kirche voll besetzt war. Der Bezug der besonderen Architektur zu Karl-Friedrich Schinkel konnte durch die Historiker Dr. Peter Schmidt und Dr. Eva Börsch-Supan nachgewiesen werden. Nach einer Vorstellung der Glieniccker Konzeption bei der Schinkelgesellschaft in Neuruppin entstand ein enger Kontakt. Für die Erweiterung der inhaltlichen Nutzung lag es nahe, die außergewöhnliche Kirchenarchitektur

als Exkursionsangebot für die Schulen und das nahe gelegene Landschulheim anzubieten. Ein Bastelbogen zur Baukonstruktion wurde entworfen. Der Förderverein organisierte verschiedene Veranstaltungen. Immer häufiger waren alle Plätze im Oktogon besetzt. Die Kirchentür öffnete sich auch in den Köpfen der Glieniccker.

Nun galt es, die Umsetzung der Baupläne zu organisieren. Neben dem Fördermittelantrag beim MLUV führte ein Weg zum Arbeitsamt. Durch ein Projekt zur Eingliederung von arbeitslosen Jugendlichen konnten erste Untersuchungen durchgeführt werden. Der Bauantrag wurde gestellt und die Genehmigung bereits im Herbst 2005 erteilt. Bis zur Zustimmung des Förderantrages vergingen jedoch noch fast drei Jahre. Die Aufnahme des Projektes in den Förderschwerpunkt Heiligen-grabe des Landkreises Ostprignitz-Ruppin führte zur Bewilligung einer EU-Förderung aus dem LEADER-Programm im Juni 2008.

Im August 2008 begannen die Bauarbeiten, noch vor Weihnachten wurden die Arbeiten an Turm und Fassade mit der Turmbekrönung abgeschlossen. Mit der Fertigstellung des Innenraumes und des kleinen Nebengebäudes werden dann ab Sommer 2009 die inhaltlichen Konzepte umgesetzt werden.

Mit der Sanierungsaufgabe ihrer Kirche haben die Glieniccker sich und ihren Reichtum neu gefunden. Rechte und Pflichten für ihr kulturelles Erbe sind



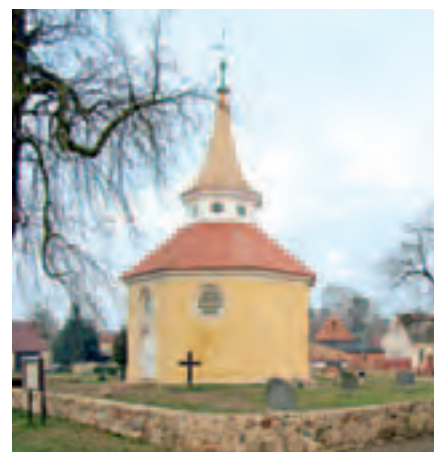
Mit ihrem Spitzhelm ist die Kirche wieder das Zentrum des Rundlingsdorfes Glienicke. Foto: Gerald Kannenberg

ihnen bewusst geworden. Sie werden sich für den Erhalt und die Nutzung des Gebäudes weiter einsetzen, es ist zu **ihrer Sache** geworden.

Die Erhaltung und Pflege des einmaligen baukulturellen Erbes im ländlichen Raum durch selbstbewusste Bürgerinnen und Bürger sind eine wichtige Voraussetzung, um die Provinz als Alternative und Ergänzung zur Metropole zu sichern und weiter zu entwickeln.



Mai 2004 die Kirche in einem erbärmlichen Zustand. Foto: Gerald Kannenberg



Dezember 2008 nach Wiederherstellung ihrer bauzeitlichen Fassung. Foto: Gerald Kannenberg



Rheinsberg – Baukultur im ländlichen Raum

Peter Köster



Baustelle 2007



Straßenansicht 2008



Innenhof



Im Haus: Fotos: Peter Köster

Anspruchsvolles Bauen setzt anspruchsvolle Bauherren voraus. Und das nicht nur im öffentlichen Bereich, sondern natürlich genauso im privaten – und ganz besonders im ländlichen Raum. Auch hier sind nicht die Architekten, sondern deren Auftraggeber die Träger der Baukultur oder eben nicht. Unsere schöne (seit dem Mittelalter bis heute gebräuchliche) Bezeichnung Bauherr veranschaulicht dieses deutlich.

Baukultur im ländlichen Raum? Wie sage ich es politisch korrekt: Kann heute Baukultur auf dem Lande aus sich selbst entstehen? Nein, leider nicht. Das war vielleicht einmal so, als landwirtschaftlich motivierte Bauarchetypen noch das Erscheinungsbild der Dörfer bestimmten und als Handwerkstradition Baukultur ohne Baumeister möglich machte, aber das ist längst vorbei. Paul Mebes hat das schon 1918 bedauert, im Vorwort seiner Sammlung „Um 1800 – Architektur und Handwerk im letzten Jahrhundert ihrer traditionellen Entwicklung“ beklagt er sich über erbarmungslose Verschandelung in diesem Zusammenhang. Nach Mebes ist das also seit 200 Jahren vorbei: Es gibt in Deutschland kein aktives regionales Bauen, Ausnahmen bestätigen die Regel.

Wie also kommt die Baukultur aufs Land? Zwei Fakten: In dem Bereich, in dem ich arbeite, betreut ein Architekt 17.000 Einwohner. Im 90 km entfernten Berlin sind es um die 600. Und: Ca. 90 % unserer Auftraggeber kommen aus der Stadt oder haben großstädtischen Hintergrund. Das heißt: Bauen auf dem Land findet in der Regel ohne Architekten statt und wenn doch, ist der Auftraggeber selten ein Einheimischer.

Nun sind ja die Berliner in Verruf geraten, ganze brandenburgische Dörfer aufzukaufen und das dörfliche Sozialgefüge zu sprengen. Als Nicht-Großstädter darf

ich widersprechen: Es sind gerade diese Leute, aus Berlin, Potsdam, Hamburg, die hier bei uns Kultur- und Heimatvereine gründen, die Theater- und Musikfestivals etablieren, kleine, aber wichtige Museen aufbauen und leiten, die sich in Vereinen um die Dorfkirchen kümmern und die hier Häuser kaufen oder bauen lassen und dafür Ingenieure, Restauratoren und Architekten beauftragen. Wir exportieren Baukultur aus der Großstadt durch jene, die hierher kommen, hier leben und hier arbeiten wollen.

Das kleine Häuschen, das wir im letzten Jahr saniert haben, gehört einem Potsdamer Ehepaar. Geplant als späterer Alterssitz, da das aber noch lange hin ist, zunächst als Ferienhaus. Mittendrin in der Kleinstadt, aber eigentlich schon auf dem Lande. Das Projekt ist schnell vorgestellt: Kleines Arme-Leute-Haus aus dem 18. Jahrhundert, knapp 100 m² Wohnfläche, kleine Kammern, kleiner Wirtschaftshof mit kleinteiliger, ruinöser Bebauung, eingezwängt zwischen zweigeschossige Brandwände, also klein, klein, klein. Schlechte Bausubstanz, im Kern Fachwerk, kein Denkmal, aber mit einigen wenigen schönen Fußbodendielen, Türen und einem schönen Ofen.

Da Licht, Großzügigkeit und z. B. hohe Decken in diesen alten Ackerbürgerhäusern nicht zu haben sind, versuchen wir, wie immer in solchen Fällen, auf eine hofseitige Erweiterung auszuweichen, dort die Hauptnutzung unterzubringen und den vorderseitigen Bestand möglichst so zu belassen, wie er ist. So bekommen beide, das Neue und das Alte, ihren Platz, schön sauberlich voneinander getrennt. Wir erweitern also mit einem Wintergarten, quer über die ganze Grundstücksbreite. Den wenig schmeichelhaften Blick in den Nachbargarten verstellen wir mit einer Pergola, die Platz für einen großen Tisch bietet und hinter deren geschlossener Rück-



wand Fahrräder und Mülltonnen versteckt werden können. Die noch verbliebene Resthoffläche versuchen wir gar nicht erst gärtnerisch zu gestalten, sondern pflastern sie durchgängig, unterbrochen nur durch ein durchgehendes Beet mit „Brücke“ (im Entwurf ein Wasserbecken, hier kann sich der Architekt einmal nicht durchsetzen).

Neben nicht weiter erwähnenswerten Sanierungsstandards seien hier vielleicht noch unsere Bemühungen ver-

merkt, auch durch ein einheitliches Materialkonzept Großzügigkeit zu suggerieren. Alle Fußböden (ausgenommen in den historischen Stuben), die Außenwände des Wintergartens und die rückseitige Hofmauer sind in Ziegel ausgeführt. Für die Wände verwendeten wir recycelte Scheunenziegel, für die Fußböden aus Sicherheitsgründen neue Ziegel aus Skandinavien, ein für solche Zwecke ansprechendes und bezahlbares Ziegelmateriale ist bei uns scheinbar nicht zu bekommen.

Ob es sich im Ergebnis um Baukultur handelt, oder um das Lösen einer Bauaufgabe in angemessener Form und mit den dafür zur Verfügung stehenden Mitteln, ist vielleicht nicht so wichtig. Aber einer muss diese Mittel bereitstellen, muss den Weg zum Architekten auch gehen wollen, muss den Architekten in seiner Arbeit fördern, ihm sagen, was er will, wie er es will und was er schön findet. Wo er dieses aber nicht kann, da kann auch nichts werden.

Gewohntes Denken für ungewohnte Probleme? – Innovationsfragen in Schwedt

Dr. Ingeborg Beer

Wenn Großstädter bei ihrer Reise durch die sanft hügelige Landschaft der Uckermark nach Schwedt kommen, werden ihre Vorstellungen von ländlicher Idylle arg strapaziert. Sie finden rauchende Industrieschlote statt Kirchtürme, breite Straßen statt beschauliche Plätze, Plattenbausiedlungen statt Fachwerkhäuser. Man könnte den Eindruck haben, man käme in eine amerikanische Stadt.

Was macht sie heute aus – die Provinz? Auf der Landkarte sind dünn besiedelte Gebiete, kleinstädtische und dörfliche Strukturen zu finden. Doch ob es sich dabei um zurückgebliebene Gegenden handelt, in denen nichts passiert und Menschen von der Wiege bis zur Bahre zusammen leben, ist darauf nicht zu erkennen. Diese Abgeschlossenheit gibt es ohnehin nicht mehr. Dank Fernsehen, Internet und Flugzeug rücken London, New York und die ganze Welt vor die noch so entlegene Haustür. Täglich pendeln Tausende von Berufstätigen in die Großstädte. Und junge Leute wissen im entferntesten Winkel des Landes, was „hipp“ und „cool“ ist.

Unter Provinz versteht man offensichtlich keine Orte und Gebiete mehr, sondern ein Denken, das einer kleinen Welt

verhaftet ist, alles Neue skeptisch beäugt und den Blick über den Tellerand hinaus fürchtet – das auch als Provinzialismus bezeichnet wird. Ein solches Denken lässt sich überall identifizieren – in Brandenburg, im Saarland, in Bayern.

In Deutschland scheint – trotz zahlreicher Metropolenräume – Berlin am ehesten dem Bild einer Metropole zu entsprechen, wird als interessante, vielfältige und internationale Hauptstadt mit hoher Anziehungskraft wahrgenommen, in der viel passiert: in Sachen Kultur, Kunst und Mode, Architektur und Wissenschaft. Aber gibt Berlin dem Rest des Landes wirklich den Takt vor? Ist Berlin als Metropole nicht eher Mythos und Inszenierung?

Jedenfalls ist auch diese Stadt nicht davor gefeit, als provinziell zu gelten. In den 90er Jahren gehörte es bei den Neu-Angekommenen unter Berufung auf Edzard Reuter zum guten Ton, Berlin mit „Posemuckel“ zu vergleichen – wo immer das liegen mag. Wenngleich die Politiker das nicht gerne gehört haben – die Berliner hat dies kaum berührt, denn sie wissen ohnehin: Berlin hat viele Dörfer und jeder ist in seinem Kiez zu Hause.



Einladungskarte zum 4. Architekturgespräch Schwedt



Schwedt ist ein bedeutender Wirtschaftsstandort und wirtschaftlich stärker mit der Welt vernetzt als viele Berliner Betriebe und Stadtteile. Die PCK-Raffinerie-GmbH gehört zu den größten Erdölraffinerien Europas, die Unternehmen der Papierverarbeitung zu den erfolgreichsten in Deutschland. Um konkurrenzfähig zu sein, brauchen diese Unternehmen innovative und kreative Köpfe, die Veränderungen gegenüber aufgeschlossen sind und für provinzielles Denken wenig übrig haben dürfen.

Veränderungen sind hier in der Provinz ohnehin nicht nur ein Erfordernis, sondern ein Dauerzustand, den die Menschen nicht zwangsläufig begrüßen, nicht in beliebig hoher Dosis vertragen und nicht immer aktiv mitgestalten wollen. Gerade hier haben wir es mit ungewohnten Problemen und Entwicklungen zu tun, bei denen gewohntes Denken und Rückwärtsblicken nur wenig weiterhelfen.

Die Städte und Dörfer verlieren viele ihrer Einwohner, vor allem junge Leute und Frauen. Wohnungen, Kitas und Schulen stehen leer. Gewachsene nachbarschaftliche Beziehungen und Familienstrukturen lösen sich auf. In die Schwimmbäder und Theater werden immer weniger Besucher kommen. All das mag man bedauern – doch um diesen Entwicklungen etwas entgegenzuhalten, gibt es keine Blaupausen und ist provinzielles Denken tödlich.

Lokale Politik und Wohnungsunternehmen haben dies früh begriffen und gegen den herrschenden Zeitgeist auch der übergeordneten Politik neue Wege eingeschlagen. Die Stadt Schwedt zählt zu den Pionieren des Stadtumbaus. Inzwischen wurden mehr als 5.000 Wohnungen abgerissen. Aus Plattenbauten entstanden Stadtvillen und große Wohnhöfe. Auf den Abrissflächen wird wieder Wald wachsen. Schwedt ist – jedenfalls mit dem flächenhaften Rückbau – über dem Berg.

Nun kommt es darauf an, das Beste aus dem zu machen, was langfristig bleiben wird – in Schwedt und andernorts. Politik und Förderprogramme setzen auf die Stärkung der Innenstädte, die Hinwendung zum Wasser, auf Landschaftsarchitektur und Seniorenwohnen, in den kleineren Städten vor allem auf das historische Erbe.

In Brandenburgs kleineren Städten fehlt allerdings etwas, was Berlin und andere Großstädte so anziehend macht: das vielfältige und bunte Leben, die Orientierung nach Draußen, die Mischung von Funktionen. Schön modernisierte Innenstädte mit hochgeklappten Gehsteigen vor allem am Abend sind die Regel. Und in Schwedt kommt erschwerend hinzu, dass man nicht so recht weiß, wo sich die Mitte der Stadt denn eigentlich befindet.

Die Provinz gewinnt in Schrumpfungsprozessen an Kraft, wenn sie sich regio-

nal versteht, Potenziale miteinander vernetzt und ausbaut. Das Umland braucht die Stadt. Hier konzentrieren sich Arbeitsplätze und Infrastruktur wie Ärzte und Krankenhaus, weiterführende Schulen, Museum und Theater. Umgekehrt braucht die Stadt das Umland, damit diese Infrastruktur möglichst tragfähig bleibt. Gemeinsam müssen sie gegenüber der Metropole und im Wettstreit mit anderen Regionen vor allem die weichen Standortfaktoren stärken, um junge Leute, Touristen, Bildungseinrichtungen, Fachkräfte und Ärzte halten und gewinnen zu können.

Es gibt auch Zuzug aus der Metropole – die sogenannten „Raumpioniere“. In vergessenen geglaubten Nischen lassen sich kreative Köpfe und Individualisten nieder und entscheiden sich bewusst für die Provinz. Sie bauen in der Prignitz Biobetriebe auf und züchten neue Rindsorten oder suchen als Künstler und Handwerker die Ruhe und Weite der Uckermark.

Attraktivität und Lebensqualität in der Provinz entstehen nicht durch Provinzialismus, sondern im Zusammenwirken von Stadt und Land, von Neuem und Traditionellem. Vielleicht ist es gerade das, was die Großstädter trotz mancher Geringschätzung an der Provinz lieben: Kreative neue Nischen und heimatliches Gestern.



Stadt, Land, Fluss – Wasserstrategie Oranienburg

Christian Kielczynski

Oranienburgs Weg zum Wasser

Wege unterschiedlichster Art liegen zwischen der Brandenburger Provinz und der Metropole Berlin. Wege, die mal besser, mal schlechter ihrer Funktion gerecht werden. Die Stadt Oranienburg ist hier in einer vergleichsweise komfortablen Lage. In der Provinz gelegen, ist sie dennoch über Straße und Schiene von der Hauptstadt schnell und bequem zu erreichen. Gut ausgebaute Radwege

wie der Radfernweg Berlin-Kopenhagen verknüpfen Berlin und Oranienburg untereinander und darüber hinaus auch mit dem weiteren Umland.

Doch während auf den Straßen und Schienen das Reisen zwischen Berlin und dem Umland meist nur ein kurzweiliges, häufig hastiges Dahineilen ist, bieten Flüsse, Kanäle und Seen ein völlig anderes, bisher wenig ausgeschöpftes

Potenzial, Metropole und Provinz einander näher zu bringen. Sie sind durch eine Vielzahl größerer und kleinerer Wasserwege vernetzt. Diese verbinden die Kulturlandschaft Brandenburg mit der Kulturmetropole Berlin. Auf diesen Wegen herrscht dennoch Ruhe, hier ist der Weg das Ziel. Eine Bootsfahrt über die Gewässer eröffnet unerwartete Perspektiven und ist meist ein wahrhaft lustvolles Erlebnis.



Oranienburg liegt an der Havel. Anlass genug, Wasser als mehr als eines der vier Elemente der griechischen Philosophie zu betrachten, sondern ihm auch in der Stadtentwicklung eine angemessene Rolle zu geben.

Politik für die Entwicklung der Oranienburger Innenstadt

Bereits Anfang der 90er Jahre wurden erste Ideen und Visionen zur Neugestaltung der innerstädtischen Havelufer in Oranienburg diskutiert. Die Stadt wird in ihrer Mitte maßgeblich vom ältesten barocken Schloss der Mark Brandenburg geprägt. Schloss Oranienburg wurde an der Havel errichtet und geht mit dieser eine unlösbare Symbiose ein. Lange Zeit war dies nicht erlebbar. Heute wendet sich die Stadt jedoch wieder bewusst ihrer historischen Mitte zu. Der Flusslauf wird nicht mehr als Hindernis angesehen.

Das Potenzial, dass die Gewässer für die Stadtentwicklung Oranienburgs darstellt, wurde anfangs behutsam und in kleinen Schritten entwickelt. Mit der provisorischen Herstellung eines ehemaligen Bollwerks und der Eröffnung einer im Rahmen der Maßnahme Zukunft im Stadtteil – ZIS 2000 geförderten Anlegestelle für die Personenschifffahrt am 19. November 2002 wurde erstmals wieder ein deutlicher Bezug zwischen Stadt und Wasser erkennbar. Die folgende Sanierung und umfassende Neugestaltung des Bollwerks war nicht nur eine dringend erforderliche Maßnahme des Wasser-

baus. Die ZIS-Maßnahme ist vielmehr ein ganz wesentlicher Beitrag zur Aufwertung der Innenstadt. Eine Treppenanlage ermöglicht es heute, ganz nah an das Wasser heranzutreten und den Ort, das Wasser und die Landschaft auf sich wirken zu lassen.

Das neue Bollwerk entwickelte sich rasch zu einem beliebten Kommunikations- und Aufenthaltsort für viele Bürger und zu einem attraktiven Treff- und Ausgangspunkt für Wassersportler und Touristen. Sportboote auch aus fernen Regionen, ja sogar aus dem Ausland sind zu sehen. Sie nehmen die gebotene Anlegemöglichkeit mitten in der Stadt gerne an. Kleiner Beweis der Wirksamkeit der Anstrengungen mag der Bericht der „ADACmotorwelt“ vom Juli 2007 sein, in dem Oranienburgs Bollwerk als Bestandteil einer „maritimen Deutschlandreise“ von Heilbronn bis in die brandenburgische Provinz, nach Fürstenberg/Havel positiv erwähnt und diese Information damit in alle Landesteile getragen wurde.

Mit dem weiteren Ausbau der die Ufer begleitenden Fuß- und Radwege entsteht eine neue Verbindung bis zur Brücke „Blaues Wunder“ und endlich auch die Uferpromenade zum Schloss Oranienburg. Alle Maßnahmen sind mit den ZIS-Projekten, der Stadterneuerung und der integrierten Stadtentwicklungskonzeption Oranienburgs koordiniert.

Der bis vor wenigen Jahren vor dem Oranienburger Schloss gelegene, un-

durchdringliche urwaldähnliche Dickicht am Havelufer ist nunmehr der anspruchsvoll gestalteten Uferpromenade gewichen. Auf ihr ist ein entspanntes Flanieren an der Havel und doch mitten in der Stadt möglich. Das Element Wasser ist wieder in der Stadt angekommen.

Landsgartenschau Oranienburg 2009 – Impuls der Stadtentwicklung



Wassergraben an der Grenze zwischen historischem und neuem Schlosspark.
Foto: Thomas Metzkwow, BIG Städtebau

„Wasser“ ist auch bei der Gestaltung der Landsgartenschau Oranienburg 2009 ein Thema. Das Gartenschaugelände wird von einem auf ehemals verschütteten Gräben im historischen Schlosspark aufgebauten und in den neuen Teil des Schlossparks erweiterten Grabensystem durchzogen. Wasser und Landschaft gehen auch hier eine enge Beziehung ein.

Auch nach der Landsgartenschau wird der neue „Schlosshafen“ ein Anziehungspunkt Oranienburgs sein. Dieser aus zwei Teilen, dem „Liegehafen“ und dem „Servicehafen“ bestehende Wasserwanderstützpunkt, ermöglicht es Boottouristen zukünftig mitten in der Stadt anzulegen und zu verweilen. Die städtebaulich integrierte Lage des Schlosshafens bringt dabei viele Vorzüge mit sich: Von hier ist über den neu errichteten „August-Wilhelm-Steg“ die Oranienburger Innenstadt mit ihren vielfältigen Angeboten schnell zu erreichen. Schloss und Orangerie im Schlosspark liegen ebenso nahe. Und wen es in die Metropole zieht, der kann diese ganz bequem nach nur 15 Minuten Fußweg durch die Innenstadt vom Bahnhof Oranienburg mit S- oder Regionalbahn erreichen.

Regionale Wasserwanderwege

Die Oranienburger Gewässer sind mehr als nur ein lokales Entwicklungspotenzi-



Das neue Bollwerk bietet die Möglichkeit zum Anlegen und Verweilen am Wasser.
Foto: Complan Kommunalberatung GmbH



Wasserwanderstützpunkt kurz vor Vollendung, Liegehafe mit den dahinter liegenden Servicegebäuden.

Foto: Christian Kielczynski im November 2008

al. Sie sind auch Bestandteil eines umfassenden regionalen Wasserwegenetzes. Das Befahren der Gewässer in und um Oranienburg mit dem Boot ist bereits heute in vielen Teilen möglich, nicht jedoch immer so, wie es vom Erholung suchenden Bootstouristen erwartet wird. Insbesondere die führerscheinfreie Nut-

zung der bestehenden wassertouristischen Reviere mit Charterbooten ist durchgängig noch nicht möglich.

Die Oranienburger Gewässer wieder schiffbar zu machen ist daher eines der vier Teilprojekte der „Wassertourismus Initiative Nordbrandenburg – WIN“. Ziel ist es, die Ruppiner Gewässer, die obere Havel-Wasserstraße, die Rheinsberger Gewässer, den Finowkanal und den Werbelinsee zu verknüpfen. Hierüber wurde in MIR Aktuell Heft 2/2008 bereits berichtet. Erst, wenn drei Schleusen und eine Brücke in Oranienburg saniert oder neugebaut und die Gewässer im notwendigen Maß ausgebaut sind, können die genannten Wassertourismusreviere durchgängig auch von Charterbooten auf einer Länge von insgesamt 345 km befahren werden. Mit Bootsführerschein ist diese Reise sogar von Berlin aus bis in die schönsten und ruhigsten Ecken

der Provinz möglich. Über die Havel bzw. die Oder-Havel-Wasserstraße ist es nur noch eine kurze Bootsreise in die nahe Metropole, deren Mitte man schlussendlich auf der Spree durchfahren kann.

Auch der regionale Wachstumskern Oranienburg, Hennigsdorf, Velten (RWK O-H-V) will zukünftig die gemeinsame Lage aller drei Städte an den Gewässern zwischen Berlin und Oranienburg als Entwicklungsimpuls nutzen. Wasser ist ein Potenzial für die Oranienburger Stadtentwicklung. Die innerstädtischen Wasserlagen regen zur zeitgemäßen Bau- und Stadtkultur an. Was möglich ist, zeigt eindrucksvoll die durch den genialen Gartengestalter Peter Joseph Lenné bereits im 19. Jahrhundert zu einer faszinierenden Kulturlandschaft geformte Potsdamer Schlösserlandchaft.



Der Wettbewerb EUROPAN 9 – ein Spremberger Mannschaftsspiel

Claudia Wolf



Blick auf den Bahnhof Spremberg



Freilichtbühne Spremberg.

Fotos: S. Schimko, Stadt Spremberg

Wenn man mit offenen Augen durch Spremberg läuft, sieht man eine sanierte und belebte Innenstadt und einen gut angenommenen Bahnhof. Dazwischen liegt ein Park und man fragt sich: Wo sind die Menschen, die diesen Park nutzen wollen?

Diese Feststellung war der Hintergrund für eine Bewerbung der Stadt bei EUROPAN 9. Die für diesen Wettbewerb formulierten Fragen waren genau die, auf die wir auch gern eine Antwort hätten. Nachhaltige Stadt und neue öffentliche Räume, das war auch unser Thema.

Als einzige Brandenburger Kommune sollten wir gemeinsam mit sechs weiteren Städten Deutschland im vereinten Europa repräsentieren. Das geflügelte Wort im Verfahren war ein Ausspruch unseres Bürgermeisters in der Stadtver-

ordnetenversammlung: „Wir spielen dieses Jahr nicht nur in der Landesliga, sondern in der „Champions League“. Das war für das Verfahren auch der Anspruch aller Beteiligten, denn EUROPAN ist ein Mannschaftsspiel.

Neben einer klar formulierten und Interesse weckenden Aufgabenstellung, ein Ergebnis der zehnköpfigen Arbeitsgruppe, legten wir besonderen Wert auf die zu übergebenden Bestandsunterlagen. Mit guten Unterlagen können die teilnehmenden Architekten die kurze Bearbeitungszeit nutzen, ihre Ideen zu Papier zu bringen und sparen sich die Zeit für Bestandsaufnahmen und Kartierungen. Zum Rückfragenkolloquium konnten wir in Spremberg ca. 20 Teilnehmer begrüßen.

Das Ergebnis der abgegebenen Wettbewerbsarbeiten sind 14 tolle Vorschlä-



ge für die Neugestaltung unseres Stadtparks, die bessere Anbindung des Bahnhofes an die Innenstadt und für eine künftige multifunktionale Nutzung einer Fläche im Dornröschenschlaf, die schon Festplatz heißt. Der Blick über den Tellerrand und eine offene, kommunikative Sichtweise von außen haben nicht nur in der Verwaltung neue Horizonte eröffnet.

Der Sitzung der örtlichen Fachkommission zur Bewertung der Arbeiten sahen wir mit Spannung und etwas Sorge entgegen. Hoffentlich werden der Jury Entwürfe vorgeschlagen, die bei den Bürgern vermittelbar und auch umsetzbar

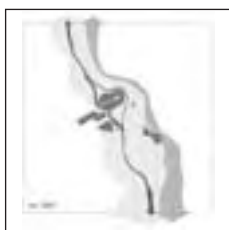
sind. Aber unsere Bedenken waren unbegründet. Das gebündelte Fachwissen unglaublich kluger Köpfe hat sich immer wieder gefragt, ob die vorgeschlagene Lösung auch zu uns und unseren Ansprüchen passt. Die drei empfohlenen Arbeiten waren alle praktikabel und umsetzbar. Die von der trinationalen Jury ausgewählte Arbeit ermöglicht es uns, Visionen umzusetzen. Der Entwurf „Brücke und Tür“ schafft genau das, was wir brauchen – die Vernetzung einzelner Elemente. Die Rahmenbedingungen für die Realisierung haben wir in einem dem Wettbewerb folgenden Workshop unter breiter Beteiligung der Stadtverordneten und Bürger besprochen.

Im Moment plant unsere Preisträgerin, Frau Hebert, den Umbau der auf dem Gelände gelegenen Freilichtbühne. Nach der erfolgreichen Teilnahme am größten europäischen Architektenwettbewerb sollen nun europäische Fördermittel aus dem Fonds für regionale Entwicklung fließen. Das Raumprogramm wurde uns bereits durch den Fördermittelgeber bestätigt.

Fazit: Für uns lief EUROPAN 9 wie ein Länderspiel, auch Dank der Unterstützung des MIR und der ausgezeichneten Betreuung von EUROPAN Deutschland.

BRÜCKE & TÜR – Kann Europa von Spremberg lernen?

Saskia Hebert¹



Historische Entwicklung / transformierte Topographie

„Nur dem Menschen ist es, der Natur gegenüber, gegeben, zu binden und zu lösen, und zwar in der eigentümlichen Weise, dass eines immer die Voraussetzung des anderen ist. ... Praktisch wie logisch wäre es sinnlos, zu verbinden, was nicht getrennt war, ja, was nicht in irgendeinem Sinne auch getrennt bleibt.“ aus Georg Simmel: Brücke und Tür (1909)

Unter dem Leitthema „European Urbanity – Nachhaltige Stadt und neue öffentliche Räume“ formulierte der internationale Architektur- und Städtebauwettbewerb EUROPAN 9 im Jahr 2007 im Kapitel „Chancen für den öffentlichen Raum“ Aufgabenstellungen, die zu einer spezi-

fischen Auseinandersetzung mit bereits existierenden Stadträumen einladen und nach Potenzialen für deren Entwicklung fragten.

Strukturwandel und demografische Entwicklung erfordern es heute, in Abkehr vom gewohnten Wachstumsparadigma, vorhandene lokale Ressourcen zu intensivieren und zu qualifizieren. Die Planung ist dazu aufgefordert, sich stets aufs Neue mit einem sehr alten „Gemeingut“ zu befassen: dem öffentlichen Raum.

Die Stadt Spremberg, 2007 eine der sieben deutschen EUROPAN-Ausloberkommunen, stellte in diesem Zusammenhang zwei konkrete Fragen: Ist es möglich, den etwas außerhalb gelegenen Bahnhof besser an das Stadtzentrum anzubinden? Kann der zwischen die-

sen beiden Polen liegende, nur schwach frequentierte öffentliche Raum des Stadtparkes von einer solchen Verknüpfung profitieren?

Die Analyse der historischen Entwicklung Sprembergs zeigt, dass es im betreffenden Areal erhebliche topographische Transformationen gegeben hat. Das eiszeitliche Urstromtal, in dessen Mitte die Spree fließt, wird östlich der Altstadt durch den Höhenzug des heutigen Georgenbergs begrenzt. Spremberg, maleisch eingebettet in diesen parallel zum Fluss verlaufenden Landschaftsraum, erhielt 1867 im Zuge der Industrialisierung einen Anschluss an die Berlin-Görlitzer Eisenbahn. Allerdings lag dieser nicht im Tal, sondern auf der Anhöhe, 1,5 km östlich vom Stadtzentrum.

Der durch diese Lage erzeugte Bewegungsvektor Stadt <-> Bahnhof verläuft nicht nur senkrecht zu der beschriebenen linearen Landschaft, sondern muss außerdem an dieser Stelle einen Höhenunterschied von immerhin 35 m überwinden. Diese infrastrukturelle Problematik suchte man mit den gleichen Mitteln zu bewältigen, mit denen westlich der Stadt die Braunkohlevorkommen ausgebeutet

¹ Preisträgerin Wettbewerb EUROPAN 9, Standort Spremberg



Inseln und Verknüpfungen: „Perlenkette“ Bahnhofstraße (Modell)

wurden: Man bewegte tausende Kubikmeter Erde, um befahrbare Straßen in den Abhang einzulassen. So entstanden um 1870 die heutige Georgenstraße und ab 1926 die Bahnhofstraße.

Beide stellten aber nicht nur die beabsichtigte Verbindung zwischen der Innenstadt und dem Bahnhof her, sondern erzeugten selbst neue, starke Zäsuren in der linearen Landschaft: im Tal durchtrennen ihre Dämme das grüne Band der Auenlandschaft, auf dem Berg stören ihre Gräben die Kontinuität des Höhenzuges. So entstehen mehrere, inselartig voneinander getrennte Teilräume, die bezugslos und voneinander isoliert im Stadtgewebe liegen.

Das Projekt „brücke & tür“ schlägt daher in Anlehnung an die von Georg Simmel im gleichnamigen Text benutzte Terminologie vor, neue, in diesem Fall explizit räumlich verstandene „Brücken“ und „Türen“ als punktuelle Verknüpfungen zu etablieren. An vier gezielt ausgewählten Orten werden Übergänge zwischen zwei oder mehr disparaten Bereichen behutsam in den bestehenden Landschaftsraum eingefügt. Entlang der Bahnhofstraße entsteht dadurch eine „Perlenkette“ von räumlichen Interventionen, die ihren Verlauf strukturieren

und dadurch ihre Länge zu verringern scheinen.

<WALL>

Der erste, hier „Wall“ genannte Baukörper markiert für den Bahnreisenden die Grenze, aber auch das Tor zur Stadt. Seine Positionierung in der Achse der Bahnhofstraße dient nicht nur der räumlichen Fassung des ungeordnet wirkenden Bahnhofvorplatzes, sondern auch der besseren Orientierung für die Ankommenden. Das Bauwerk lädt die Reisenden zu verschiedenen Arten der Passage ein: zum Hindurch-, Herum- und Darübergehen. Funktional befreit der Neubau das alte Bahnhofgebäude von seinen bisherigen Aufgaben und ermöglicht ihm damit eine neue Nutzung.



<STEG>

Die als „Steg“ bezeichnete Fußgängerbrücke überspannt den tiefen Einschnitt, den die Bahnhofstraße an dieser Stelle



in den eiszeitlichen Höhenzug gegraben hat. Sie verknüpft die beiden seither getrennten Enden der Weinberg-Straße und macht so deren ursprünglichen Zusammenhang deutlich. Gleichzeitig wird sie für Passanten auf der Bahnhofstraße als Tor erfahrbar.



<PASSAGE>

Die unterirdische Raumsequenz der „Passage“ erstreckt sich zwischen den südlich und nördlich des Bahnhofstraßen-Dammes gelegenen Teilbereichen des Stadtparks, zwischen Schwanenteich und Freilichtbühne. Die beiden sehr unterschiedlichen Freiräume werden dadurch zueinander in Beziehung gesetzt, der an dieser Stelle durch den Bau der Bahnhofstraße verloren gegangene Zusammenhang der Wiesengasse wird wieder entdeckt. Entlang der Bewegungsrichtung ist hier eine unterirdische Raumsequenz mit unterschiedlichen Nutzungspotenzialen (Eiscafé, Fahrradverleih, Bar) angeordnet.



<KEGEL>

Der „Kegel“ dient einer besseren Verknüpfung der Innenstadt mit dem sie umschließenden, momentan aber kaum wahrnehmbaren Freiraum des Festplatzes. Er fungiert zugleich als strukturierendes räumliches Element, als Zeichen und als Metapher: Während er den Festplatz an dessen westlichem Ende fasst, dient er von der Stadt und von der Anhöhe aus gesehen als Orientierungspunkt. Die Schüttkegelgeometrie ist eine Referenz an den Braunkohlen-Tagebau, der die vorgefundene Landschaft nach seiner eigenen Logik ausbeutet, umwälzt und transformiert.



Aktivierung: Orte und Akteure im städtischen Kontext. Alle Collagen: Saskia Hebert

Ergebnis:

Die typologisch als eine Art Kreuzung aus Land Art und Ingenieurbau angelegten Objekten bieten nicht nur selbst Räume und Orte an, sondern verdichten zudem das existierende Wegenetz. Dadurch wird der Zugang zu den in Spremberg

bereits zahlreich vorhandenen Sehenswürdigkeiten und landschaftlichen Ausblicken nicht nur für Einheimische, sondern auch für Besucher der Stadt erleichtert und verbessert. Die „poetischen Infrastrukturen“ Wall, Steg, Passage und Kegel laden dazu ein, sie zu pas-

sieren und dadurch neue Räume auf alten Flächen zu entdecken – als Möglichkeitsräume. Werden diese durch die Bewohner der Stadt genutzt und in ihren alltäglichen Lebenszusammenhang integriert, kann sich der öffentliche Raum verwandeln: In GELEBTEN RAUM. ■

Perspektivenwechsel – „Das Neue Brandenburg“ in Berlin –

Dr. Renate Fritz-Haendeler

Die Wanderausstellung des Infrastrukturministeriums „Das Neue Brandenburg – Bauaufgaben 1996-2006“ gastierte vom 19.1.2009 bis 14.2.2009 im Lichthof der Senatsverwaltung für Stadtentwicklung am Kölnischen Park 3 in Berlin.

Die Ausstellung widmet sich den großen Brandenburger Transformationsaufgaben in einem Zeitschnitt von zehn Jahren zwischen 1996 und 2006. Ausgestellt werden baulich-räumliche Zeichenträger des neuen Brandenburgs vor dem Hintergrund des demografischen Wandels, der wirtschaftlichen und sozialen Umbrüche und der neuen Landesstrategie "Stärken stärken" in der Hauptstadtregion Berlin-Brandenburg. Vielfalt und Komplexität des Stadt- und Landschaftsumbaus werden an Querschnittsthemen wie auch regional an ortsbezogenen Fallbeispielen mit ihren impulsgebenden Trägern und zivilgesellschaftlichen Initiativen aufgezeigt.



Die Ausstellung basiert auf dem Architekturführer „Neues Brandenburg“ (Danutta Schmidt, Berlin 2006, Verlagshaus Braun), der von der Brandenburgischen Architektenkammer zusammen mit dem Infrastrukturministerium Brandenburg gefördert wurde. Die Kuratorin der Aus-

stellung, Prof. Dr. Phil. Simone Hain, Institut für Stadt- und Baugeschichte, Technische Universität Graz, verfasste auch die erläuternden Texte. Zur Ausstellung ist ein Textflyer erschienen.

Nach einer Wanderschaft durch fünf Hochschulstädte des Landes Brandenburg mit Stationen in der FH Brandenburg, BTU Cottbus, FH Potsdam, TFH Wildau, Europauniversität Viadrina sowie ihrer Präsentation in der Marienkirche in Prenzlau und dem Stadtmuseum in Neuruppin war die Ausstellung für einen Monat auch in der Bundeshauptstadt im Lichthof der Senatsverwaltung für Stadtentwicklung zu sehen bevor sie abschließend im neuen Stadtzentrum von Guben gezeigt wird. ■



David Gilly (1748–1808) – Ausstellung und Publikation

Dr. Anna Teut, Prof. Dr. Eduard Führ



David Gilly wurde 1748 als Nachkömmling hugenottischer Einwanderer in der Markgrafschaft Schwedt an der Oder geboren. Bereits mit 13 oder 15 Jahren trat er als „Eleve“ in die Dienste des Landbaumeisters der Neumark ein und konnte sich als Mitarbeiter beim Wiederaufbau der durch den Siebenjährigen Krieg zerstörten Festungsstädte Landsberg und Küstrin profilieren. Ab 1766 war er als Landvermesser und Kartograph an der Urbarmachung der Netze-Warthe-

Brüche und der Eindeichung des Bromberger Kanals beteiligt, durch den Friedrich II. den polnischen Holz- und Getreideexport aus Danzig nach Stettin verlagern wollte.

Nach der Etablierung der zentralen preußischen Bauverwaltung (Oberbaudepartement) 1770 in Berlin übernahm Gilly zunächst als Landbaumeister und dann ab 1779 als Landbaudirektor die Verantwortung für alle öffentlich finanzierten Bau- und Landbaumaßnahmen in Pommern: Die Melioration der Moore südlich des Madue-Sees, den Ausbau der Molen in den Ostsee-Häfen, die Neuplanung und Bebauung der durch Flächenbrände zerstörten Städte Jakobshagen und Kazan, den Ausbau der innerstädtischen Wasserleitung (in Stettin), den Umbau des Schloßschens Jasenitz, die Entwicklung neuer Baumaterialien und Konstruktionsmethoden für Wohnungs- und Stallbauten, Magazine, Scheunen und Manufakturen.

Nach dem Tod Friedrichs II. als Geheimer Oberbaurat ins Oberbaudepartement nach Berlin berufen, wurde Gilly neben Pommern die Oberaufsicht über Ost- und Westpreußen und – nach der 2. Teilung Polens im Herbst 1793 – auch über Danzig und Thorn und die Palatinate Posen, Gnesen, Kalisch und einige andere Gebiete übertragen; ein weites Feld, das in diesem Buch erstmals zusammenhängend dargestellt wird. Um qualifiziertes Fachpersonal zu gewinnen, begründete Gilly 1793 zusammen mit dem Kollegen Johann Albert Eytelwein und einigen jüngeren Mitgliedern des Oberbaudepartements eine „private Lehranstalt“. Neben den städtebaulichen Planungen und Entwürfen von Verwaltungsbauten in den neuen Ostgebieten und dem Umbau überalterter Rittergüter in Brandenburg entfaltete Gilly eine lebhafte publizistische Tätigkeit, gipfend 1797/98 in der Herausgabe des mehr-

fach neu aufgelegten Handbuches für Landbaukunst und der vom Oberbaudepartement herausgegebenen Fachzeitschrift Sammlung nützlicher Aufsätze und Nachrichten die Baukunst betreffend für angehende Baumeister und Freunde der Architektur, darin die Forderung nach Begründung einer staatlichen Bau-Akademie, die nach einigem Hin und Her im April 1799 von König Friedrich Wilhelm III. widerstrebend genehmigt wurde und bis zu ihrem Ende unter der napoleonischen Okkupation Vorlesungen und Übungen in diversen ingenieurtechnischen Fächern, aber auch in Städtebau, Architektur, Architekturgeschichte, Architektur-Malerei und Zeichenkunst anbot. Als einer der vier jährlich wechselnden Direktoren begnügte sich David Gilly mit der Lehre der Wasser- und Deichbaukunst. Er starb am 5. Mai 1808.

David Gilly war in einer Person Wissenschaftler, Ingenieur, Landschaftsplaner, Stadt- und Regionalplaner, Architekt, Hochschullehrer und Publizist und gibt uns damit bis heute noch ein Vorbild. Sein Lebenswerk ist ein Musterbeispiel für eine integrierte Baukultur.

Eine von Anna Teut kuratierte Wanderausstellung wird im Februar 2009 an der TU-Berlin und im Mai 2009 an der BTU Cottbus zu sehen sein. Das Begleitbuch (Eduard Führ, Anna Teut (Hg): David Gilly. Erneuerer der Baukultur; Münster Berlin New York 2008 (Waxmann Verlag, 28 €) enthält Aufsätze deutscher und polnischer Wissenschaftler zu allen Aspekten seines Schaffens.



Leidenschaft Baukultur

Prof. Michael Braum

Der Standort Schiffbauergasse ist praktizierte Baukultur, sowohl in ihrer gebauten Architektur als auch in ihrem Beitrag zur „Neudeutung“ eines Stadtraums; wobei mir diese gelungene Umdeutung noch interessanter scheint als die gebaute Architektur.

Den Potsdamern ist die Schiffbauergasse noch als verbotener Ort bekannt. Die namensgebenden so romantischen Schiffbauer wurden schon sehr früh verdrängt, maßgeblich vom Militär, das sich der damaligen Potsdamer Tradition des Standorts annahm. Die preußisch anmutenden Gebäude zeugen noch im Jetzt von dem wenig ruhmreichen Teil der Geschichte des Ortes.

Heute sind auch wir, die Bundesstiftung Baukultur, Teil der „Neudeutung“ des Raumes. Wir haben in einem der Pferdeställe unseren Interimsstandort gefunden, inmitten unterschiedlichster Kulturschaffender zwischen bürgerlicher Kultur und der Kultur „below the line“. In 2010 wollen wir das umgebaute Kommandantenhäuser beziehen.

Jörg Springer, im Rahmen der Verleihung des Städtebaupreises 2008 mehrfach juriert, gewann im Juni 2008 den Wettbewerb für den Umbau des fälschlicherweise als Villa bezeichneten Gebäudes. Das lässt hoffen, dass die Bundesstiftung ihren zukünftigen Sitz in einem Haus finden wird, in dem ganz in der Tradition der Schiffbauergasse vieles beim alten bleibt und doch alles ganz anders ist. Dass lässt deswegen hoffen, da wir in dem Architekten einen leidenschaftlichen Vertreter seiner Zunft gefunden haben, der nicht nur beweisen konnte, dass er im Umgang mit dem Umbau historischer Gebäude sensibilisiert ist, sondern diesen, und darin liegt gerade meine Erwartung, einen vollständig anderen Geist einhaucht, ein Geist für den die Bundesstiftung stehen möch-



Buchcover „Rekonstruktion in Deutschland – Positionen zu einem umstrittenem Thema“, Hg. Michael Braum und Ursula Baus, Birkhäuser Verlag, 2009

te; eine zeitgemäße Architektur, der Tradition zwar verbunden, aber dennoch ein Abbild der gegenwärtigen gesellschaftlichen Bedingungen. Von den real existierenden gesellschaftlichen Bedingungen haben wir in den letzten Tagen viel gehört, von Geld und Stadt. Investoren, Banken und Versicherungen lösten bis vor einigen Tagen Prozesse der Stadtentwicklung aus, ohne sich über den Raumbezug ihrer Entscheidungen und den damit verbundenen kulturellen Auswirkungen bewusst zu sein. Unsere Baukultur ist auch deswegen in die Kritik geraten, da anstelle traditioneller Bauherrn zunehmend anonyme Fondsgesellschaften Stadtentwicklung betreiben. Wir haben hinreichende Erfahrungen darüber sammeln können, dass die in der Regel unterdurchschnittliche Qualität unserer alltäglichen Architektur mit dem Argument, dass sich das bessere nicht rechnet, gerechtfertigt wurde; dies wird in Zukunft sicher nicht einfacher werden. Stadt muss sich rechnen, Architektur muss sich rechnen. Aber was geschieht, wenn sich Kultur rechnen muss?

Wir laufen Gefahr, dass diejenigen, die die „Neudeutung“ dieses Ortes überhaupt initiierten und den Weg für den Wandel bereiteten „auf der Strecke“ bleiben. Ihnen wird offensichtlich nicht in der Form geholfen, wie den internationalen Finanzmärkten. Baukultur ist materiell gewordene Kultur. Was es heißt, wenn sich die Qualität von Baukultur überwiegend oder gar ausschließlich an materiellen Verwertungsmaßstäben bemisst, können wir in unserem Umfeld alltäglich erleben. Geld allein ist offensichtlich nicht der Garant für Baukultur; weder viel Geld noch wenig Geld, dennoch brauchen wir eine angemessene Menge davon, um zu einer qualitativollen Baukultur beizutragen. Wir brauchen aber vor allem wieder eine Leidenschaft für das Thema Baukultur. Wir brauchen Menschen, die sich mit ihrer ganzen Überzeugung und Kraft dieser Aufgabe verschrieben haben. In der Regel sind dies Menschen an denen man sich reiben wird. Der allgemeine Trend der Banalisierung von Architektur und Städtebau ist auch dieser fehlenden Leidenschaft zuzuschreiben. Wir können diese nur wecken, wenn es uns gelingt, neben einem verantwortungsvollen Ausgleich zwischen den ökonomischen, sozialen und ökologischen Herausforderungen in Zukunft wieder gestalterische Kompetenzen und diese sogar als primus inter pares zur Grundlage unserer Entscheidungsfindung zu machen.

In dieser Verpflichtung sieht sich die Bundesstiftung Baukultur, hierfür möchten wir werben, hierfür suchen wir Verbündete innerhalb der Fachöffentlichkeit sowie der breiten Öffentlichkeit; Verbündete, die mit uns dazu beitragen, dass sich in Zukunft die Architektur des Alltäglichen nachdrücklich verbessert, trotz oder gerade wegen der globalen Krise. www.bundesstiftung-baukultur.de



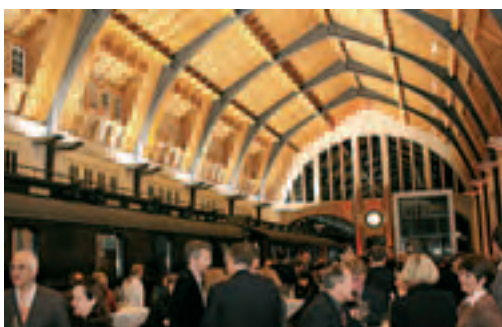
Festlicher Ausklang der Kulturlandkampagne 2008 im Kaiserbahnhof Potsdam

Brigitte Faber-Schmidt



Potsdam, Kaiserbahnhof. Fotos: Frank Graef

Am 8. Dezember 2008 wurde das Themenjahr von Kulturland Brandenburg „Provinz und Metropole – Metropole und Provinz“ mit einem Fest im Kaiserbahnhof in Potsdam abgeschlossen. Der Ort spiegelte viele Aspekte des Themenjahres wider – Verkehrs- und Versorgungsverbindungen zwischen Metropole und Provinz, den Transport von Gütern und den Transfer von Menschen, das Kommen und Gehen, den Stoffwechsel zwischen und die enge Verflechtung von urbaner Verdichtung und ländlichem Raum.



Rund 200 Projektpartner, Förderer und Unterstützer fanden sich ein und nutzten die Gelegenheit, in der inspirierenden Atmosphäre dieses besonderen Ortes das Themenjahr Revue passieren zu lassen und sich auszutauschen. Neben der Ministerin für Wissenschaft, Forschung und Kultur, Prof. Dr. Johanna Wanka, und dem Minister für Infrastruktur und Raumordnung, Reinhold Dellmann, begrüßte Dr. Otto Wiesheu, Vorstand für Wirtschaft und Politik der Deutschen Bahn AG, als Hausherr die zahlreichen Gäste aus Politik, Wirtschaft, Kultur und Wissenschaft.

Das Herausragende des Abends war der Veranstaltungsort – ein einzigartiges Zeugnis der Industriebaukultur der Kaiserzeit. Seine beispielgebende denkmalgerechte Instandsetzung und sein gelungener Umbau mit einem hohen zeitgemäßem Gestaltungsanspruch beeindruckte die Besucher. Einhellig war die Begeisterung, diesen Ort erleben zu

können, der ansonsten als Akademie der Deutschen Bahn AG genutzt und nur in seltenen Ausnahmen für externe Nutzungen geöffnet wird.

Der Kaiserbahnhof wurde 1906-1909 von dem Geheimen Oberhofbaurat Ernst Eberhard Ihne (1848-1917) für Kaiser Wilhelm II. geplant und in unmittelbarer Nähe des Neuen Palais und des Parks Sanssouci im englischen Landhausstil erbaut. In den Jahren 1909 bis 1914 wurde der Bahnhof prominent genutzt, unter anderem bei den Besuchen des russischen Zaren Nikolaus II. und des Präsidenten der Vereinigten Staaten, Theodore Roosevelt.

Mit der Abschaffung der Monarchie und während der Weimarer Republik verlor der Bahnhof seine ursprüngliche Funktion. Ab 1933 diente der Bahnhof militärischen Zwecken der Nationalsozialisten. Ab 1945 bis 1952 nutzte die sowjetische Militärkommandantur den Bahnhof als Endstation für den zweimal wöchentlich zwischen Berlin und Moskau verkehrenden Urlaubszug für Offiziere. 1977 traf die Reichsbahn die Entscheidung, das Gebäude abzureißen, was jedoch durch die Initiative Potsdamer Bürger und einiger Reichsbahner verhindert wurde. Der Bahnhof wurde auf die Denkmalliste des Bezirks Potsdam gesetzt, allerdings wurden keine Maßnahmen zum Erhalt des Gebäudes ergriffen.

Ab 2003 schließlich begann die Sanierung des Kaiserbahnhofs zu einem zeitgemäßen Tagungs- und Trainingszentrum der Deutschen Bahn AG. Im Mai 2005 nahm die DB Akademie in dem restaurierten Gebäude ihren Betrieb auf.

Mit dem Fest an diesem besonderen Ort fand das überaus erfolgreiche Themenjahr zwischen Provinz und Metropole – Metropole und Provinz einen angemessenen Abschluss. ■



I M P R E S S I O N E N

Abschlussveranstaltung Kulturland Brandenburg 2008. Alle Fotos: Frank Graef



Die Bewertungskommission der Arbeitsgemeinschaft „Städte mit historischen Stadtkernen“ – Plattform für die Zusammenarbeit zwischen Kommunen und Land

Hans-Joachim Stricker, Andreas Pfaff

Städtebaupolitik ist zuvorderst eine kommunale Aufgabe. Sie kann nicht durch das Land verordnet werden. Der Einsatz von Mitteln der Städtebauförderung muss begleitet werden durch einen fachlichen Diskurs zwischen Land und Städten, der Ziele, Probleme und Lösungswege aufgreift und Konflikte bewältigen kann. Im Aufgabenbereich Städtebaulicher Denkmalschutz hat sich dieser Ansatz bewährt.

Seit nunmehr 15 Jahren unterstützt eine interdisziplinär besetzte Bewertungskommission die Erhaltung und Erneuerung der historischen Stadtkerne im Land Brandenburg. Ihre Gründung geht auf die Verpflichtung zurück, im Bundesländer-Programm städtebaulicher Denkmalschutz hohe Qualitätsanforderungen sowohl an die Auswahl der Programmstädte als auch an die bauliche, denkmalgerechte und funktionale Durchführung der Stadterneuerungsmaßnahmen und ihre Einbindung in den gesamtstädtischen Kontext zu stellen und durchzusetzen. Die Mitgliedschaft in der Arbeitsgemeinschaft „Städte mit historischen Stadtkernen“ ist Grundvoraussetzung für eine Aufnahme in das Bundesländer-Programm „Städtebaulicher Denkmalschutz“.

Die Mitglieder der interdisziplinär besetzten Bewertungskommission werden vom Minister für Infrastruktur und Raumordnung berufen, der zugleich Schirmherr der Arbeitsgemeinschaft „Städte mit historischen Stadtkernen“ ist. Zur Bewertungskommission gehören Vertreter der Landesressorts MWFK und MIR, der Landesämter BLDAM und LBV, der Architektenkammer, der BTU Cottbus, Experten für wirtschaftliche Fragen der Stadtentwicklung sowie städtische Vertreter. Die kommunale Beteiligung sichert eine praxisnahe, querschnittshafte Arbeit der Kommission.

Die Bewertungskommission unterstützt die Arbeitsgemeinschaft bei der Entscheidung über Neuaufnahmen von Städten und wirkt in den einzelnen Mitgliedstädten als Beratungsgremium, wenn besondere Probleme der Stadterneuerung und Innenstadtentwicklung anstehen.

In den vergangenen Jahren hatte die Bewertungskommission über zahlreiche städtische Aufnahmeanträge zu entscheiden. Das Prüfverfahren wurde dabei jeweils in enger Abstimmung mit den Antragstellern durchgeführt, wobei die hohen Anforderungen an das Vorhandensein einer historisch geprägten Stadtkernstruktur mit z. B. historischem Grundriss und Geschlossenheit des Ortsbildes, mindestens 75 % historischer Bebauung (vor 1914) und eines entsprechenden Erneuerungskonzepts mit der Konzentration auf die erhaltende Stadterneuerung, den Denkmalschutz und die Innenentwicklung in vielen Fällen zu einer ablehnenden Entscheidung führen mussten. Im Gesamtergebnis der durchgeführten kritischen Prüfverfahren hat sich die Zahl der Mitgliedstädte in der Arbeitsgemeinschaft immerhin von zunächst 20 auf heute 31 Städte erhöht. Die wichtigsten erhaltenen historischen Stadtkerne im Land Brandenburg werden damit erfasst, profitieren von der Städtebauförderung und bauen ihre freiwillige Zusammenarbeit in vielen Themenbereichen der Stadtentwicklung weiter aus, etwa bei der kulturtouristischen Profilierung.

Die fachliche Begleitung der bereits in das Förderprogramm aufgenommenen Programmstädte mit dem Ziel einer „städtebaulich-denkmalspflegerischen Qualitätssteuerung“ hat in den ersten Jahren der Stadterneuerungsprozesse große Bedeutung gehabt. Im Zuge der Weiterentwicklung der Förderverfahren ist diese Aufgabe in den letzten Jahren zu einem

Regelbestandteil der Gesamtmaßnahmenbegleitung durch das Landesamt für Bauen und Verkehr geworden, so dass sich die Bewertungskommission – weiterhin am Beispiel einzelner Städte – verstärkt auf die Behandlung von übergreifenden „Schlüsselproblemen“ konzentrieren kann. Notwendig ist dies, weil außerhalb städtebaulicher Erhaltungs- und Gestaltungsfragen verstärkt „harte“ Themen und Probleme der Stadtentwicklung und Stadterneuerung anstehen. Dabei geht es z. B. um die Auseinandersetzung mit gewerblichen Nutzungsanforderungen an die historischen Innenstädte und um über den Einzelfall hinausgehende Fragen kommunaler Entwicklungsstrategien, etwa im Energiebereich und im Stadttumbau. Durch ein verbreitetes Qualifikationsprofil der Bewertungskommission wird diese eher strukturelle Problembefassung erleichtert.



Die Bewertungskommission unterwegs in Jüterbog. Foto: Hans-Joachim Stricker

Die Beratung der Mitgliedsstädte in den vielfach ähnlichen Problem- und Konfliktfällen wird künftig nur dann effizient zu bewältigen sein, wenn die anderen Organe der Arbeitsgemeinschaft – der gewählte Vorstand, die externe Geschäftsstelle und die vier Regionalgruppen – direkter in die Arbeit der Bewertungskommission eingebunden werden.

Hierzu wurde von der Bewertungskommission vorgeschlagen, dass neben dem Vorsitzenden der AG „Städte mit historischen Stadtkernen“ zukünftig auch aus



jeder der vier Regionalgruppen der AG ein Vertreter in die Bewertungskommission entsandt wird. Ferner nimmt die Geschäftsstelle der AG „Städte mit historischen Stadtkernen“ als „ständiger Gast“ an den Sitzungen der Bewertungskommission teil.



Die Bewertungskommission unterwegs in Perleberg. Foto: Hans-Joachim Stricker

Die zweimal im Jahr stattfindenden Sitzungen der Bewertungskommission in und mit der jeweils bereisten Stadt werden als ganztägiger Workshop organisiert, in dem die stadtstrukturellen Entwicklungsprobleme offen angesprochen und mit der Stadt erörtert werden. Im Ergebnis werden die gemeinsam erarbeiteten Lösungsansätze niedergeschrieben und von der Bewertungskommission und der Stadt als umzusetzende Ziele anerkannt. Nach einem vereinbarten Zeitraum erstellt das Landesamt für Bauen und Verkehr gemeinsam mit der bereisten Stadt einen Bericht bezüglich der Zielerreichung. Hierdurch wird eine kontinuierliche Beobachtung der Entwicklung erreicht und ggf. weiterer Beratungsbedarf erkannt.

Soll auf Bitten einer Stadt eine besonders kurzfristige Beratung stattfinden, so kann dies innerhalb eines „Eilverfahrens“ geschehen. Einzelne Mitglieder bzw. eine kleine Gruppe der Bewertungskommission beraten dann die Stadt zu stadtstrukturellen Fragen, die eine baldige Entscheidung von der Stadt verlangen. Zur Sicherstellung der Einbeziehung der städtischen Interessen ist der Vertreter der jeweiligen Regionalgruppe als Vertreter der Städte der AG immer Mitglied dieser kleinen Beratungsgruppe.

Als thematischen Schwerpunkt sieht die Bewertungskommission die baukulturelle Aufgabe der Erhaltung des historischen Erbes. Die Erhaltung geht hierbei nicht

nur vom reinen Denkmalschutzgedanken aus, sondern vom Grundsatz, dass eine attraktive Nutzung der historischen Bauten und ein die Erwartungen der Bewohner erfüllender Stadtkern die beste Erhaltungsstrategie ist. Ein gerne genutztes / bewohntes Denkmal wird durch den Nutzer erhalten, ein Stadtkern, der gebraucht wird, wird durch seine Kunden / Besucher erhalten.

Die historischen Stadtkerne boten seit jeher den Händlern Raum, ihre Waren anzubieten, Märkte abzuhalten, den Bewohnern im Schutze der Stadt zu wohnen, den Kindern eine Schule und Ausbildung, Krankenhäuser zur Versorgung der Gemeinschaft (Kirchen) usw.; begleitet, organisiert und erkämpft durch den Magistrat der Städte.

Die Funktionsstärkung der historischen Stadtkerne knüpft genau hier an. Einzelhandels- und Zentrenkonzepte helfen, die grundlegenden Funktionen von Stadt im Zentrum wieder anzusiedeln bzw. zu stärken. Heute stehen wir vor der Herausforderung, z. B. die Anforderungen des Einzelhandels (besonders hinsichtlich der Waren für den täglichen Bedarf) mit einem oftmals für historische Stadtkerne unmaßstäblichen Flächenbedarf („800er-Märkte“) verträglich in die historischen Stadtkerne zu integrieren und mit den Stadtstrukturen in Einklang zu bringen (siehe Beispiel Treuenbrietzen).

Städtische Funktionen, wie Handel, Dienstleistungen, Wohnen, Verwaltung (Rathaus, weitere Ämter), Kultur (Bürgerhäuser), Bildung (von der Kita bis zum Gymnasium / Oberschule – wenn die Stadt groß genug ist) und Freizeit (touristische Angebote, u. a. Gaststätten, Cafés, Museen, offene historische Gebäude, Höfe usw.) müssen den Stadtkern mit Leben erfüllen. Dies erfordert eine integrierte Stadtentwicklungspolitik wie sie den Städten mit dem Masterplan „Starke Städte – Stadumbau“ vom MIR empfohlen wird.

Im Detail zeigen sich dann die Probleme. Eine denkmalgerechte Sanierung ist oftmals aufwändig und teuer, nicht alle Nutzungen lassen sich uneingeschränkt in Denkmalen verwirklichen, und die Fle-

xibilität auf Seiten des Bauherrn mit seinen Nutzungswünschen wie auf Seiten der Denkmalpflege wird auf harte Bewährungsproben gestellt. Unter schwierigen Bedingungen gilt es, die Hilfe der Stadt, der Städtebauförderung (z. B. „Drei-Stufen-Modell“ bei der Mobilisierung von Altbauten, Förderung umfassender Mod.-Inst.-Maßnahmen) und der Bewertungskommission anzunehmen und gemeinsam eine Lösung zu erarbeiten. Viele gute Beispiele bestätigen, dass Lösungen möglich, bezahlbar und umsetzbar sind und bedeutende Denkmale dauerhaft einer Nutzung zugeführt und damit gerettet werden konnten. Die bedeutenden Denkmale, die bis jetzt keiner Nutzung zugeführt werden konnten, stehen in nächster Zeit als große Aufgabe an.



Integration eines Einzelhandelsmarkts in die historische Stadtstruktur in Treuenbrietzen.

Foto: Hans-Joachim Stricker

Auch wenn der Ölpreis sich vor dem Hintergrund der wirtschaftlichen Entwicklung vermutlich für einen kürzeren Zeitabschnitt verbilligt hat, sind aus ökologischen und ökonomischen Gründen Energie einsparende Maßnahmen sowohl bezogen auf den historischen Stadtkern wie auch bezüglich der Einzeldenkmale notwendig. Städtische energetische Konzepte sollten mit dazu beitragen, die historischen Stadtkerne zukunftssicher zu machen. Gebäudebezogene energetische Konzepte werden auch bei Denkmalen zukünftig immer wichtiger. Die Bewertungskommission erwartet, dass dem energetischen Aspekt ein zunehmendes Gewicht zukommt und wird helfen, die Thematik in die Städte zu tragen.



„Zukunft braucht Herkunft“ – Die Neugestaltung des Museums in Fürstenwalde als Motor der Stadtentwicklung

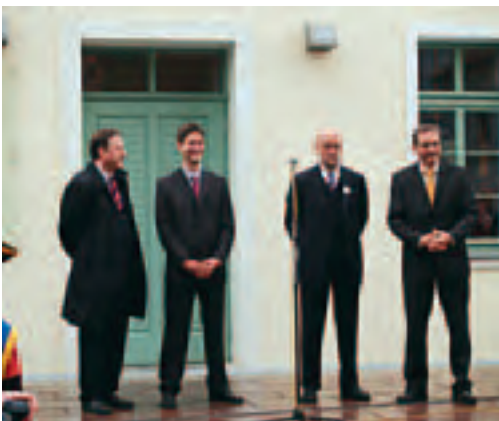
Anne Fellner, Kurt Ranger



Ehem. Domschule vor der Sanierung ...
Fotos: Stadt Fürstenwalde



... und heute. Im Vordergrund ein vor über 100 Jahren in Fürstenwalde produzierter Leuchtturm.
Foto: Klaus Arnhardt



Eröffnung als Museum mit Ministerpräsident Matthias Platzeck, Bürgermeister Manfred Reim, Museumsdirektor Guido Strohfeldt und Museumsgestalter Kurt Ranger (v. r. n. l.). Foto: Ranger Design

Die lebendige Auseinandersetzung mit der Geschichte einer Stadt trägt wesentlich zum Verständnis für die jeweilige Besonderheit und damit zur Identifikation mit dem Ort bei. Eine verantwortungsvolle Stadtentwicklungspolitik muss sich ihrer Wurzeln bewusst sein, um daraus Entwicklungslinien für die Zukunft zeichnen zu können.

Ministerpräsident Matthias Platzeck drückte dies bei der Eröffnung des Museums Fürstenwalde mit den Worten aus: „Zukunft braucht Herkunft“. Diesen Gedanken wollen wir aufgreifen und zeigen, wie Stadtentwickler, Museumsfachleute und Ausstellungsgestalter gemeinsam an dem neuen Museum in Fürstenwalde gearbeitet haben und wie dabei die Neugestaltung des Museums zu einem Motor für die Stadtentwicklung geworden ist.

Umgang mit Geschichte

Fürstenwalde hat seine Verantwortung für den Umgang mit seiner Geschichte bereits vor Jahren erkannt und positioniert sich als „Alte Stadt an neuen Ufern“. Das neue Museum ist konsequenterweise nicht nur ein attraktives Freizeitangebot, sondern leistet auch einen nachhaltigen Beitrag, um das Geschichtsbewusstsein der Bürgerinnen und Bürger für ihre Stadt wachzurufen bzw. zu vertiefen. Es thematisiert Geschichte des Ortes, zeigt sowohl Besonderheiten als Kostbarkeiten der Stadt und erweckt das Verständnis für ihre Entwicklung, Gegenwart und Zukunft.

Die besondere Verantwortung im Umgang mit dem historischen Erbe spiegelt sich auch im Leitbild der Stadt, welches 2007 von der Stadtverordnetenversammlung beschlossen wurde. Darin heißt es u. a.: „Unsere Stadt – lebenswert für Generationen“. Mit diesem Leitsatz wird ausdrücklich nicht nur die nachhaltige

Verantwortung für gegenwärtige und zukünftige Generationen, sondern auch der respektvolle Umgang mit der Geschichte in den Kern der Stadtentwicklungspolitik gestellt.

Seit Beginn der 90er Jahre werden in Fürstenwalde intensiv die Ziele der Stadtentwicklung diskutiert. Wirtschaftliche, ökologische und soziale Aspekte werden integriert betrachtet, um Chancengleichheit und Nachhaltigkeit zu gewährleisten und verschiedene städtebauliche Defizite zu beseitigen. Mit dem ersten Stadtentwicklungskonzept wurde im Jahr 1998 dieser Prozess erstmals umfassend dokumentiert.

Der Domplatz: städtebaulicher und kultureller Mittelpunkt

Bereits seit der politischen Wiedervereinigung wurde als oberste Priorität der Stadtpolitik konsequent an der Schaffung eines neuen, belebten Stadtzentrums gearbeitet. Das historische Zentrum von Fürstenwalde bildet der Dom St. Marien mit seinem Umfeld. Seit dem 14. Jh. teilte er das Schicksal der Stadt und ihrer Bürger. Die letzten Schlachten des Zweiten Weltkrieges richteten in Fürstenwalde verheerende Schäden an. Im April 1945 versank die Innenstadt in Schutt und Asche. Nur noch 3,1 % der ehemaligen Bausubstanz im Herzen der Stadt blieb unbeschädigt.

Beim Wiederaufbau in der DDR lag das Augenmerk auf der Errichtung von Wohngebieten und dem Wiederaufbau der einst blühenden Industrie. Fürstenwalde als traditionsreiche Garnisonsstadt wurde zudem ein großer Standort der Roten Armee. Bis zu 20.000 Mann waren hier stationiert. Große Gebiete der Stadt waren deshalb militärischer Nutzung vorbehalten. Das einstige Stadtzentrum mit Dom und Altem Rathaus blieb zunächst weitgehend Ruine, bis in



Fürstenwalde 1945, Dombezirk nach den Kriegszerstörungen. Foto: Stadt Fürstenwalde

den 60er Jahren auf Initiative von heimatverbundenen Fürstenwaldern mit der Sicherung und Sanierung begonnen wurde. Dennoch war Fürstenwalde ohne einen städtebaulichen und kulturellen Mittelpunkt.

Erst mit der deutschen Wiedervereinigung eröffneten neue Rahmenbedingungen und der Abzug der Armee neue Perspektiven für die Stadtentwicklung. 520 ha ehemaliges Militärgelände wurden frei gezogen und gingen an das Land Brandenburg über. Der Dom wurde 1995 wieder eingeweiht und der Öffentlichkeit zugänglich gemacht. Stück für Stück erstand das Stadtzentrum wieder als lebendiger Ort von Handel und Wandel. Die positive Entwicklung der Innenstadt konnte durch den Einsatz von Städtebaufördermitteln wesentlich vorangetrieben werden. Von 2000-2007 erhielt die Stadt zusätzlich finanzielle Unterstützung aus dem Förderprogramm „Zukunft im Stadtteil – ZiS 2000“. Damit finanzierten der Europäische Fonds für regionale Entwicklung (EFRE) und das Land Brandenburg 80 % der Ausgaben zur Aufwertung des Stadtzentrums. Die Stadt schulterte 20 % der Lasten.

Eines der zentralen ZiS-Projekte (neben der Revitalisierung des Spreeufers) war die Aufwertung des Dombezirks als einstiger Lebensmittelpunkt der Stadt. Wesentliche Impulse hierfür waren bereits durch die Sanierung des Doms und die Umnutzung eines ehemaligen Brauereigebäudes zur städtischen Kulturfabrik

gegeben. Bei letzterem handelte es sich um ein verwahrlostes, doch denkmalgeschütztes Gebäude, das für keinen Investor attraktiv war. Etappenweise wurde die Kulturfabrik zum soziokulturellen Zentrum der Stadt ausgebaut und bietet heute mit verschiedenen Kultureinrichtungen für alle Altersgruppen Platz. Neben dem vielfältigen Spektrum von Veranstaltungen und Ausstellungen gehören zur Kulturfabrik der Frauenladen, der Kinderladen, das Jugendzentrum „Club im Park“ und Künstlerische Werkstätten. Auch die Stadtbibliothek ist hier beheimatet.

Durch einen städtebaulichen und landschaftsplanerischen Wettbewerb wurden hervorragende Ideen für die Neugestaltung des Domumfeldes in Anknüpfung an die historischen Gegebenheiten generiert und im Laufe der Jahre durch Mittel aus der Städtebauförderung und dem ZiS-Programm konsequent umgesetzt. Heute ist das Domumfeld wieder zum Herzen der Innenstadt geworden und erscheint im neuen Glanz. Es verfügt über einen Konzertgarten vor der Kulturfabrik, den neuen Domplatz, den Domgarten und eine Freianlage an der erhaltenen Stadtmauer als „Schaufenster zum Dom“.

Neben der Kulturfabrik erhielt ein weiteres Schlüsselprojekt des städtebaulichen Gesamtkonzeptes hier seinen Platz: Das Museum Fürstenwalde eröffnete im Juni 2007 in der sanierten Domschule mit einer neuen Dauerausstellung. Es trägt in dreierlei Hinsicht zum Gesamtkonzept der Stadtentwicklung bei:

1. Das Museum ist ein Beitrag zur städtebaulichen, räumlichen Gestaltung des Stadtzentrums.
2. Die Neugestaltung des Museums und seines Umfeldes unterstützte die Integration der Bürger in den Stadtentwicklungsprozess, indem vielfältige Möglichkeiten für bürgerschaftliches Engagement wahrgenommen wurden.
3. Das Museum trägt zur Identitätsstiftung bei und unterstützt die Identifikation der Bürgerinnen und Bürger mit ihrer Stadt durch die Bildung von Heimatbewusstsein. Es führt allen Interessierten die Geschichte der Stadt und die Bedingungen ihrer Entwicklung vor Augen.

Das Museum: Beitrag zur Revitalisierung der Innenstadt

Die ehemalige Domschule, ein Bau aus dem Jahr 1845, war seit Jahren ungenutzt und dringend sanierungsbedürftig. Nach einer kontrovers geführten Diskussion, die von Abriss, Erstellung von Parkplätzen, bis zum Umbau zur Jugendherberge ging, fiel die Entscheidung, das Gebäude als neuen Standort für das traditionsreiche Museum Fürstenwalde herzurichten. Fast 1,5 Mio. € kostete die Sanierung. Damit erhielt das Gebäude inmitten des historischen Ensembles endlich einen städtebaulichen Sinn und trägt wesentlich zur Wiederherstellung des historischen Domumfeldes bei. Gleichzeitig war für diesen Bau eine ideale Nutzung gefunden: Denn wo ist ein Stadtmuseum besser untergebracht als im Herzen der Stadt?

Mit Dom St. Marien, Kulturfabrik und Museum treffen nun drei Symbole der Stadtgeschichte zusammen. Von welcher Seite man sich Fürstenwalde auch nähern mag, immer weist der beeindruckende Turm des Domes das Stadtzentrum aus. Und in seinem Umfeld finden Fürstenwalderinnen und Fürstenwalder wie auch ihre Gäste ein breites soziokulturelles Angebot. Dieses städtebauliche Programm behob einen gravierenden Missstand und machte einen wesentlichen Teil des Stadtzentrums wieder zum attraktiven Aufenthaltsort.



„Der Talerschatz für Fürstenwalde“ ist der größte Talerfund des Dreißigjährigen Krieges in Deutschland. Foto: Jörn Tornow

Endlich wird der Domplatz wieder unterschiedlichsten Anforderungen an das Stadtzentrum gerecht. Er bietet Weihnachtsmarkt, Stadtfesten und Freiluftaufführungen einen Raum und sichert mit seinen verschiedenen Einrichtungen die Versorgung mit sozialer, kultureller, bildungs- und freizeitbezogener Infrastruktur. Das Domumfeld ergänzt damit den Einzelhandelsschwerpunkt Mühlenstraße/Am Markt/Eisenbahnstraße mit einem Erlebnisbereich. Die verschiedenen Einrichtungen bilden Treffpunkt und Programm für alle Generationen und Zielgruppen und steigern gleichzeitig das touristische Angebot.

Diese positive Entwicklung wird in wenigen Jahren abgeschlossen sein, wenn auch der sogenannte „Bananenkeller“, die Ruine einer weiteren Brauerei im unmittelbaren Domumfeld, wieder ein attraktiver Ort in der Innenstadt sein wird. Zwei wesentliche Schritte auf diesem

Weg sind getan: Die Stadt konnte das Grundstück aus der Insolvenzmasse eines Investors erwerben und ein Workshop hat Ideen für den Umgang mit der innerstädtischen Brache präzisiert.

Das Museum: Sichtbares Bürgerengagement

Ein erklärtes Ziel der Fürstenwalder Stadtpolitik besteht in der Förderung einer lebendigen Gemeinschaft mit und für die Bürgerinnen und Bürger. Dabei stieß die Idee der Schaffung eines neuen Standortes für das Museums von Anbeginn auf offene Ohren, hatte sich doch in dem ehemaligen Gebäude ein erheblicher Sanierungstau ergeben und es bestand keine Chance, dort im Bestand den Einbau von Aufzügen und anderen zeitgemäßen Einrichtungen vorzunehmen.

Nach dem Umzug des Museums bewies eine Gruppe von enthusiastischen Geschichtsfreunden ein besonderes Maß an bürgerschaftlichem Engagement. Es gelang ihnen, ein sehr ungewöhnliches neues Wahrzeichen zurück in die Stadt zu holen: Ein Leuchtturm dominiert den Museumshof. Er wurde vor über hundert Jahren von der Fürstenwalder Firma Pintsch produziert und wies seit 1910 an der Ostsee vor Hiddensee Schiffen den Weg. Bürger der Stadt Fürstenwalde und ehemalige Mitarbeiter der Nachfolgeunternehmen von Pintsch setzten sich bei diversen Behörden für die „Heimkehr“ ein und organisierten Umzug und Restaurierung dieses einzigartigen Exponats der Industriegeschichte. Nun

markiert der Leuchtturm eindrucksvoll das Museum, ist neues Wahrzeichen der Stadt und Sinnbild für Bürgerinitiative und -engagement. Damit erfüllte bereits die Entstehung des Museums ein Ziel des Stadtentwicklungsprogrammes, nach dem möglichst viele Einwohner am Prozess beteiligt sein sollten.

Das Museum: Der Bürger im Mittelpunkt der Ausstellung

Das Stadtmuseum leistet einen nachhaltigen Beitrag, das Geschichtsbewusstsein der Bürger für ihre Stadt zu erwecken bzw. zu vertiefen. Es thematisiert die Geschichte, zeigt die Besonderheiten der Entstehung und weckt Interesse sowie Verständnis für das „So-Sein“ des Ortes. Bereits für die erste Konzeption des Museums war dieser Gedanke wesentlich. Der Museumsleiter Guido Strohfeldt und sein Kollege Florian Wilke sahen in der Erforschung und Bewahrung der Fürstenwalder Geschichte eine Kernaufgabe des Museums. Dabei wollten sie sich von der Präsentation einer Sammlung verabschieden und stattdessen die Geschichte der Stadt erzählen. Gegenwartsbezüge durften zur Identifikation natürlich nicht fehlen. Der Ausstellungsgestalter Kurt Ranger plante im Team mit der Historikerin Dr. Kristiane Janeke ein Museum, das dokumentiert, wie die Arbeit vieler Generationen bis ins Heute weiterwirkt.

Was auch immer ein Besucher aus einer Ausstellung für sich mitnimmt, hängt zu einem großen Teil von ihm ab: Belehrung oder geistige Anregung, Vergnügen oder spielerische Animation zur Eigeninitiative, Unterhaltung oder Entspannung. Ohne Zweifel jedoch liegt ein ebenso großer Teil in den Händen der Ausstellungsmacher, dem Besucher diese Wahl zu bieten. Das Projektteam erarbeitete ein Konzept, das überlieferte Fürstenwalder Bürgerinnen und Bürger in den Mittelpunkt stellt. Aus Fotografien bzw. historischen Darstellungen wurden lebensgroße Erzählfiguren entwickelt. Die thematische Einführung jeder Abteilung übernimmt eine solche historische Persönlichkeit. Mit Beschreibungen ihres Alltags, ihres Tuns oder Kommentaren zum historischen Geschehen führen sie die Besucher durch das Haus und erläutern



Viele Fürstenwalder Frauen führten zu Beginn des 20. Jahrhunderts ein hartes Arbeitsleben. Größter Arbeitgeber war die Firma Pintsch, die einst auch den Leuchtturm auf dem Museumsvorplatz herstellte.

Foto: Jörn Tornow



tern das Werden und Wachsen der Stadt. Das Ergebnis ist ein publikumsorientiertes, lebendiges Museum, das die Stadtentwicklung und die Menschen ins Zentrum rückt und Raum zum Treffen und kulturellen Austausch bietet.

Im Obergeschoss befindet sich die Dauerausstellung zur Geschichte Fürstenwaldes. In fünf Räumen erfährt man hier, wie steinzeitliche Siedlungen entstanden, warum Fürstenwalde gerade an diesem Ort gegründet wurde und sich stetig weiterentwickelte. Die Besucher erhalten Einsichten über die große Rolle der Industrialisierung der Stadt und darüber, welche Spuren die Kriege in Fürstenwalde hinterließen und wie es der Stadt immer wieder gelang aufzublühen.

Viele interessante Objekte illustrieren die Geschichte der Stadt. So hat auch der größte Talerfund des Dreißigjährigen Krieges auf deutschem Boden, „Der Talerchatz zu Fürstenwalde“, einen angemessenen Platz erhalten. Er stellt eine Besonderheit der Sammlung dar, ein Kleinod, auf dessen Besitz die Fürstenwalder stolz sein dürfen. Ein weiteres Glanzlicht beherbergt das Kellergeschoss: Die geologische Sammlung zum Thema eiszeitliches Geschiebe ist eine der umfangreichsten Deutschlands. Genauso ist dem Grafiker und Maler G. Goßmann und dessen bekannten Buchillustrationen ein besonderer Ausstellungsbereich gewidmet. Im Sonderausstellungsraum werden ausgewählte geschichtliche Themen vertieft oder neue unbekannte Geschichten erzählt. Die Idee, historische Bürger durch das Museum führen zu lassen, setzt sich bis in den Außenraum fort. Im Stadtzentrum stehen zwei der lebensgroßen Figuren und weisen den Weg ins Museum.

Damit bietet das Museum allen Interessierten die Möglichkeit, die Stadtentwicklung als Prozess zu begreifen. In den Fluren des Gebäudes befinden sich zwei Wandabwicklungen, die in je acht Metern Länge die Stadtgeschichte in Fakten und Karten darstellen und durch einen Zeitstrahl in Relation zum Zeitgeschehen setzen. Ein Stadtmodell aus dem alten Museum erhielt einen neuen Rahmen und einen neuen Platz in der Präsentation.

Fast zwei Jahre nach Eröffnung hat sich eindeutig erwiesen: Das neue Museum hat seinen Platz im Herzen der Stadt eingenommen und macht die Durchdringung von Geschichte und Gegenwart unmittelbar erlebbar.

Weitere Informationen unter: www.ranger-design.com

Die Stadtentwicklung als Ausstellungsthema

Auch der Aspekt der Stadtentwicklung selbst findet in der Ausstellung Raum.

Mit „Job Tiger“ Kompetenzen entdecken und Potenziale stärken – Ein Modellvorhaben der Sozialen Stadt in Brandenburg a. d. H.

Ariane Beier, Uwe Kauerhof

Im Januar 2009 wurden die Preise und Anerkennungen im alle zwei Jahre ausgelobten Wettbewerb „Preis Soziale Stadt“ vergeben. Geehrt wurden Initiativen, die sich für den sozialen Zusammenhalt in ihrer Stadt unter schwierigen Rahmenbedingungen einsetzen. Ein ebenso erfolgreiches und beispielhaftes, wenn auch in diesem Rahmen nicht geehrtes Projekt ist das Vorhaben „Job-Tiger“ der Stadt Brandenburg a. d. H. im Förderprogramm „Maßnahmen der Sozialen Stadt“. Bereits vor einigen Jahren ging das Projekt als Gewinner aus dem 2004 durchgeführten Ideenwettbewerb des Ministeriums für Arbeit, Soziales, Gesundheit und Frauen des Landes Brandenburg (jetzt Ministerium für Arbeit, Soziales, Gesundheit und Familienangelegenheiten) hervor. Nach mehrjähriger Projektlaufzeit kann nun Anfang 2009 eine Zwischenbilanz gezogen werden.

Ausgangspunkt des Projekts „Job Tiger“ war für die Stadt Brandenburg eine sehr hohe Jugendarbeitslosigkeit im Ortsteil Hohenstücken. Gerade in diesem Teil der Stadt, der als Stadtteil mit besonderem Handlungsbedarf gilt und zudem auch noch Stadtumbauschwerpunkt innerhalb der Stadt Brandenburg ist, leben viele Jugendliche in sozial benachteiligten Familien: Sie bewältigen den Übergang von Schule zur Ausbildung bzw. Beruf nur sehr schwer. Der dazu herrschende Mangel an Ausbildungs- und Arbeitsplätzen

führt schließlich zur Perspektivlosigkeit im Stadtteil bzw. in der ganzen Region.

Das vom Caritasverband für das Erzbistum Berlin e. V. getragene Projekt „Job-Tiger“ setzt genau bei diesen Problemen an und trägt durch entsprechende Im-





pulsvermittlungen zur Steigerung von schulischen Leistungen und persönlichen Kompetenzen der Jugendlichen bei. Im Mittelpunkt der Arbeit stehen hierbei eine verbesserte Organisation des Übergangs zwischen schulischer Ausbildung und Beruf, die Verbesserung

der Ausbildungsfähigkeit von jungen Menschen mit schlechten „Startchancen“ sowie die Unterstützung von Jugendlichen mit wenig erfolgreicher Schullaufbahn.

Vorrangig Mädchen und Jungen im Alter zwischen 14 und 25 Jahren aus dem Stadtteil Hohenstücken, die Probleme bei der Berufs- bzw. Ausbildungsfindung haben oder die mit Schule und Ausbildung überfordert bzw. alleingelassen sind, werden vom Projekt angesprochen. Im Rahmen verschiedener Kurse, u. a. Sozialkompetenz-, Mobilitäts-, IT- und Bewerbungstraining, aber auch von Einzelgesprächen werden die Jugendlichen für Bewerbung und Berufseinstieg „fit gemacht“.

Die in den Kursen erbrachten, erfolgreichen Leistungen eines jeden Jugendlichen dokumentiert bzw. belohnt die sog. „Job Tiger Card“ nach Abschluss des Trainings. Damit sind die Grundvoraussetzungen für eine anschließende erfolgreiche Bewerbung auf einen Ausbildungs- bzw. Arbeitsplatz geschaffen.

Nachdem die Stadt Brandenburg 2004-2006 eine Modellphase des Projekts „Job Tiger“ durchführte, erfolgt im Zeitraum zwischen 2007-2009 eine Förderung als Modellvorhaben im Bundesländer-Programm „Maßnahmen der Sozialen Stadt“. Die zur Verfügung gestellten Fördermittel sind erforderlich für Personal- und Sachkosten, die nicht über die ebenfalls eingebrachten ehrenamtlichen Leistungen erfolgen können. Für die Umsetzung des Projektes sind zwei fest angestellte Mitarbeiterinnen verantwortlich, die in Kooperation mit dem Arbeitsamt, Schulen, regionalen Betrieben und verschiedenen Unternehmen arbeiten. Die intensive und frühzeitige Zusammenarbeit mit den ausbildenden Stellen und Behörden ist die Basis für eine erfolgreiche und passgenaue Ausbildungsvermittlung. Von den erfolgreichen Ergebnissen des „Job Tigers“ profitieren dabei nicht nur die Jugendlichen selbst, sondern auch die ansässigen Unternehmen und Betriebe. Durch die Zertifizierung mit der „Job Tiger Card“ haben die künftigen Arbeitgeber die Sicherheit, dass die auszubildenden Jugendlichen



Jugendliche mit Job Tiger Card.
Foto: Stadt Brandenburg a. d. H.

die notwendigen Voraussetzungen für die Ausbildung mitbringen.

Nach etwa der Hälfte der Projektlaufzeit liegen nun sehr erfolgreiche Ergebnisse vor. 2007 vermittelte der „Job Tiger“ 25 Jugendliche in Ausbildung. Im Jahr 2008 wurden bis zum 15. September sogar schon 26 Jugendliche in eine schulische und berufliche Ausbildung vermittelt. Damit wurden die ursprünglich im Rahmen des Projekts vereinbarten Ziele, ca. 12 erfolgreiche Vermittlungen pro Jahr, bereits deutlich übertroffen.

Auf Grund dieser sehr positiven Bilanz ist der „Job Tiger“ ein sog. „best-practice-project“ im Programm „Maßnahmen der Sozialen Stadt“ und könnte modellhaft für ähnliche Projekte im Land Brandenburg herangezogen werden. Vor dem Hintergrund prognostizierter Einwanderungsrückgänge und vielfach zu beobachtender Abwanderung von Jugendlichen aus der Region ist dieses Projekt als eine besondere Empfehlung zu sehen.

Da die Jugendlichen durch eine erfolgreiche Vermittlung in Ausbildung und Beruf in der Region oder sogar im Stadtteil gehalten werden, wird insbesondere dem negativen Trend der Abwanderung entgegengewirkt. Dies unterstreicht die Nachhaltigkeit des Projekts „Job Tiger“ und sollte künftig entsprechende „Nachahmer“ finden.

Weitergehende Informationen sind im Internet unter www.job-tiger.net zu finden.



Training in der Schule, Bewerbungstraining; outdoor-Training.
Foto: Stadt Brandenburg a. d. H.



MIRAKTUELL 1•2009

Hinweis:

Diese Zeitschrift wird im Rahmen der Öffentlichkeitsarbeit des Ministeriums für Infrastruktur und Raumordnung herausgegeben. Sie darf nicht während eines Wahlkampfes zum Zwecke der Wahlwerbung verwendet werden. Dies gilt für Landtags-, Bundestags- und Kommunalwahlen sowie auch für die Wahl der Mitglieder des Europäischen Parlaments. Unabhängig davon, wann, auf welchem Wege und in welcher Anzahl diese Schrift dem Empfänger zugegangen ist, darf sie auch ohne zeitlichen Bezug zu einer bevorstehenden Wahl nicht in einer Weise verwendet werden, die als Parteinahme der Landesregierung zugunsten einzelner politischer Gruppen verstanden werden könnte.

Impressum:

Herausgeber/Bearbeitung:
Ministerium für Infrastruktur und Raumordnung
Referat Koordination, Kommunikation, Internationales
Henning-von-Tresckow-Str. 2-8
14467 Potsdam
Internetadresse:
<http://www.mir.brandenburg.de>

ISSN 1439-4715

Redaktion: Andrea Hass
Konzeption + Redaktion Schwerpunkt:
Dr. Renate Fritz-Haendeler

V.i.S.d.P.: Hans-Martin Klütz
email:
hans-martin.kluetz@mir.brandenburg.de

Autorenverzeichnis:

Albeshausen, Sigrud, Brandenburgische Architektenkammer
Anders, Dr. Kenneth, Büro für Landschaftskommunikation, Bad Freienwalde
Beer, Dr. Ingeborg, Büro Stadtforschung + Sozialplanung, Berlin
Beier, Ariane, Stadtverwaltung Brandenburg a. d. H.
Berg, Prof. Dr. Frank, Entwicklungsgesellschaft Energiepark Lausitz GmbH, Finsterwalde
Bitzer, Walter, ews Stadtanierungsgesellschaft mbH, Berlin
Braun, Prof. Michael, Bundesstiftung Baukultur, Potsdam
Busch, Prof. Axel, Topos, Berlin
Dittfurth, Udo, Berliner S-Bahn-Museum GbR, Potsdam
Drachenberg, Dr. Thomas, Brandenburgisches Landesamt für Denkmalpflege und Archäologisches Museum, Zossen
Drieschner, Axel, Schulz + Drieschner GbR, Berlin
Drost, Hathumar, complan, Kommunalberatung, Potsdam
Eichhorn, Heimtraud, Denkmale Glambeck e. V., Friedrichswalde
Ermer, Klaus, MIR, GL 3
Faber-Schmidt, Brigitte, Geschäftsführerin Kulturland Brandenburg e. V., Potsdam
Farenholtz, Prof. Dr. Christian, Hamburg
Fellner, Anne, Beigeordnete der Stadt Fürstenwalde
Fischer, Lars, Büro für Landschaftskommunikation, Bad Freienwalde
Fritz-Haendeler, Dr. Renate, MIR, Stabstelle Baukultur
Führ, Prof. Dr. Eduard, BTU Cottbus
Gailing, Ludger, Leibnitz-Institut für Regionalentwicklung und Strukturplanung, Erkner
Görß, Rainer, LandKunstLeben e. V.
Guttschau, Andreas, FB Standortförderung / Infrastruktur, Wustermark
Hebert, Saskia, subsolar, Architektin, Berlin

Hoffmann, Christine, LandKunstLeben e. V., Buchholz
Kannenberg, Bärbel, Architektin BDA, Wittstock
Kauerhof, Uwe, Stadtverwaltung Brandenburg a. d. H.
Kielczynski, Christian, Stadtverwaltung Oranienburg
Klawun, Dr. Ruth, Brandenburgisches Landesamt für Denkmalpflege und Archäologisches Museum, Zossen
Köster, Peter, Architekt, Rheinsberg
Krentz, Stefanie, art for public, Potsdam
Küchler, Prof. Dr. Johannes, TU Berlin
Küchler, Ursula, Berlin
Machule, Prof. Dr. Dittmar, Hamburg
Matthiesen, Prof. Dr. Ulf, HUB Berlin
Mohrmann, Rita, MIR, GL 3
Müller, Dr. Uwe, Universität Saarbrücken
Osswald, Anja, IKU Baruth
Papendieck, Dr. Christina, Agrarmuseum, Wandlitz
Pfaff, Andreas, Landesamt für Bauen und Verkehr, AL 3
Ranger, Kurt, Ranger Design, Stuttgart
Röhring, Andreas, Leibnitz-Institut für Regionalentwicklung und Strukturplanung, Erkner
Rudolf, Ania, LandKunstLeben e. V.
Schmid-Rathjen, Dr. Claudia, Wandlitz
Schönfelder, Ramona, Museum Adler-Apotheke, Eberswalde
Schulz, Barbara, Schulz + Drieschner GbR, Berlin
Schwellnus, Karl-Heinz, PCK Raffinerie GmbH, Schwedt
Segebade, Frank, MIR, GL 4
Spath, Christian, Büro Spath + Nagel, Berlin
Steffin, Ulrich, Wandlitz
Stricker, Hans-Joachim, MIR, Ref. 21
Teut, Dr. Anna, Berlin
Werner, Anke, Landschaftsarchitektin, Berlin
Weymanns, Klaus Otto, MIR, GL 6
Wittke, Karsten, IKU Baruth
Wolf, Claudia, Bau- und Planungsamt, Spremberg

Gesamtherstellung:
Brandenburgische Universitätsdruckerei und
Verlagsgesellschaft Potsdam mbH
Karl-Liebknecht-Str. 24/25, 14476 Potsdam (Golm)

Layout:
schütz & co. Werbeagentur GmbH, Berlin

Das Magazin wurde auf 100%-Recyclingpapier
gedruckt.